



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

Phil
8601.4



Phil 8601.4



Harvard College Library

FROM THE

SUBSCRIPTION FUND

BEGUN IN 1858

21 Feb. 1900.

Q

Die
Naturgeschichte der Götter.

Von

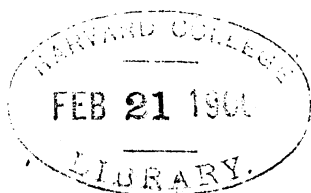
Dr. Rudolph Vallis.



Leipzig 1875.

H. Menzel's Verlag.

Phil 8601.4



Subscription fund

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Vorwort.

Seit Cicero seine Naturgeschichte der Götter (de natura deorum) schrieb, sind beinahe zwei Jahrtausende verflossen. Die Menschheit hat jetzt andere Mittel zur Beurtheilung des Gegenstandes und muß durch Anwendung derselben auch zu anderen Ergebnissen kommen. Hier sind dieselben zusammengestellt, wie die Geschichte und die neuere Naturwissenschaft sie bieten. Für den Verfasser erwuchs fast eine Pflicht zur Abfassung dieser Schrift durch die große Begeisterung, welche seine erste Arbeit dieser Art „die Lehre von den Menschenpflichten“ in so manchen Kreisen gefunden hat. Man bezeichnete das Buch sogar als die neue Bibel. Zur Vollständigkeit einer solchen gehört aber nicht bloß die Sittenlehre, wie sie dort behandelt ist, sondern auch die Glaubens-

Lehre, welche sich nun hiermit anschließt. — So begrüße ich denn meine lieben, mit mir bekannt gewordenen alten Freunde zum zweiten male mit meinem freundlichen, menschlichen Brudergruße und bitte sie, in dem alten löblichen Eifer für die gute Sache beharrlich und stark zu bleiben.

Mühlheim, August 1874.

Rudolph Valli.

Inhalt.

	Seite
1. Unendlichkeit und Ewigkeit	7
2. Die Entstehung der Götter	17
3. Beweise für das Dasein der Götter	35
4. Die göttlichen Eigenschaften	63
5. Die Mehrheit der Götter	77
6. Die Offenbarungspropheten	119
7. Die sinnlose Phrase	149
8. Der Untergang der Götter	168

1. Unendlichkeit und Ewigkeit.

Das ist der große Schritt, welchen die Menschheit, genährt durch die Früchte des emporgewachsenen Baumes der Vernunft, jetzt thut, daß sie die Unendlichkeit der ganzen Welt begreift, daß sie die Grenzen zertrümmert, welche Jahrtausende dem klaren Denken aufgebaut hatten, daß sie im Zustande ihrer neuen Erlösung hinausgeht über die Schranken aller Vorurtheile. Wenn es im Alterthume hieß „die Himmel werden zergehen mit großem Krachen“, (2. Petri 3, 10.) so sind sie zwar zergangen, doch wie ein Rauch, wie ein Nebel, ~~setzt~~ die Menschheit die Bewegung der Erde begriff. Nichts hat gekracht, und selbst gegen die Begründer der neuen Lehre hat die unfehlbare Macht der Dummheit und des Aberglaubens sich so kraftlos erwiesen, daß sie es nur zu einigen Einkerkierungen und Folterungen gebracht hat — schwindstüchtige Anstrengungen im Verhältniß zu den Menschenblutvergeudungen früherer Jahrhunderte. — Jetzt fallen auch die Grenzen der Endlichkeit und wir treten ohne Gram über ihre Zer-

trümmerung mit befreitem Geiste in die Welt des Unendlichen ein, kaum verstanden von den Zurückgebliebenen, die uns nicht folgen und nicht folgen können. Sie sterben aus, und das neue Geschlecht athmet die gereinigte Luft und hat kaum eine Ahnung davon, daß eine große Umwandlung geschehen ist, indem es meint, das wäre immer so gewesen. — Treten wir jedoch unserer Aufgabe näher, deren Lösung das Begreifen des Unendlichen ist.

Wenn der Knabe anfängt, Geometrie zu lernen, so sagt ihm der Lehrer als ersten Satz: „Ein geometrischer Körper ist ein begrenzter Theil des unbegrenzten Raumes“. Daß der Raum unbegrenzt ist, begreift der Knabe schnell, denn es ist ihm unbedingt unmöglich, sich eine Grenze vorzustellen, hinter welcher nicht noch Raum wäre, und so gelangt er durch einen leichten apagogischen Schluß dazu, die Unendlichkeit des Raumes zu fassen, denn der Mensch kann die Dinge nur denken, wie sie sind, nicht aber, wie sie nicht sind. Soll er anders thun, so müssen Mächte, die dem Denken fremd und feindselig sind, auf ihn wirken.

Die Unendlichkeit des Raumes würde also keine Schwierigkeit machen, aber ob die Welt unendlich ist, würde immer noch die Frage sein können. Warum sollte sie nicht wie eine gezählte und begrenzte Inselgruppe an irgend einer Stelle im unendlichen Ocean des Raumes schweben können? — Die Frage, ob sie

dabei steigen oder fallen, ob sie nach rechts oder links ausweichen könnte, bleibt ganz unerheblich, weil sie im unendlichen Raume für die Bewegung ihrer ganzen abgeschlossenen Masse Freiheit genug haben würde, ohne je an irgend eine Schranke anzustoßen. Aber es giebt Naturgesetze, welche ganz allgemein gültig und unumstößlich sind, und welche den Gedanken einer Weltinselgruppe durchaus nicht aufkommen lassen, das sind die Gesetze der Gravitation und der Wärme*)

Nach der Gravitation ziehen sich alle Körper durch ihre Schwere an. Jeder Körper hat in sich einen Schwerpunkt, um welchen sich die ganze Masse gleichmäßig vertheilt, und welcher dieselbe in Ruhe hält, wenn er unterstützt wird. Jede Gruppe oder Zusammenstellung einer größeren Anzahl von Körpern hat einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt aller, und so muß auch die ganze Weltinselgruppe einen Welt-schwerpunkt haben. Aber die einzelnen Gestirne dieser Gruppe sind nicht gegen einander abgesteift und können sich im freien Raume ganz ungehindert, vermöge ihrer Anziehungskraft, zu einander hinbewegen. Sie stürzen zusammen, früher oder später, nach Maßgabe ihrer Entfernungen, und dann würde endlich das Weltall ein einziger roher Klumpen im endlosen Raume sein, und die Welt hätte nur den einzigen bestimmten Zweck,

*) Vergleiche: Friedr. Mohr, Geschichte der Erde. S. 4.

unterzugehen. — Man hat seit den letzten fünf Jahrtausenden hiervon nichts gemerkt.

Mit der Gravitation hängt bei den untergeordneten Weltkörpern, den Planeten, ihren Monden und den Kometen aber noch eine andere Kraft zusammen, nämlich die Tangentialkraft, welche sie nach seitlicher Richtung treibt und dadurch die Ursache der umlaufenden Bewegung in der Ellipse oder der Centralbewegung ist. Dieselbe zeigt sich auch bei den Doppel- und vielfachen Sternen. Ist auch diese Kraft eine allgemeine? — Muß die Frage bejaht werden, wie Klopstock dies in seinem Psalm thut, wenn er sagt:

Um Erden wandeln Monde,
Erden um Sonnen,
Aller Sonnen Heere wandeln
Um eine große Sonne:
„Vater unser, der du bist im Himmel;“

so sind wir mit der Gravitation als Beweis für die Unendlichkeit geschlagen; denn nun bewegt sich die Sonne um eine andere Sonne höherer Ordnung, diese wieder ebenso u. s. f., bis wir auf den allgemeinen Mittelpunkt aller Umdrehungen kommen, von welchem aus bis zur Grenze der Weltinselgruppe überall eine ungefähr gleich große Entfernung sein würde. Gestützt wird diese Ansicht noch durch die Erfahrung, daß die Sonne sich im Weltraume wirklich nach der Gegend des Sternbildes Herkules hin bewegt. Mädler hat diese Bewegung für eine Centralbewegung gehalten, den Stern Alcyone für den Mittelpunkt Körper erklärt,

und herausgerechnet, daß die Sonne um ihn ihren Kreislauf in ungefähr 18,200,000 Jahren vollenden würde. Zu diesem Systeme gehörte dann der uns bekannte Fixsternhimmel mit Einschluß der Milchstraße. Jetzt könnte sich ja wieder das ganze System der Milchstraße um ein ähnliches noch größeres bewegen u. s. f., bis der Mittelpunkt aller Bewegungen gefunden wäre.

Die Auffassung Mädler's hat aber ihre Schwächen. Der Stern Alcyone erscheint zu unbedeutend, um der Centrkörper so großer Massen zu sein. Die Hauptmasse bliebe bei der Milchstraße, welche allerdings gleich einem Ringe ihren Schwerpunkt im hohlen und leeren Raume haben könnte; aber nun müßte die Milchstraße selbst die schnellste Bewegung haben, und die Bewegungen der einzelnen zerstreuten Fixsterne müßten ihre Beziehungen zu ihr und nicht zu dem in der Mitte ruhenden, machtlosen Schwerpunkte haben. Dies streitet gegen die Erfahrung, auch hat eine große Anzahl von Fixsternen eine so eigensinnige, selbstständige Bewegung, daß sich solche gar nicht in ein allgemeines Bewegungsgesetz unterbringen läßt. Wir müssen deshalb vorläufig wohl auf die Kreisbewegung der Sonne verzichten und ihre Ausweichung eher für eine Schwanungsbewegung halten, wie wir deren am Himmel in den Störungen der Planeten- und Kometenbahnen und am Monde in seiner Libration haben. Auf Erden sind die bekanntesten Fälle der Schwanungsbewegung, welche nach mathematischen Gesetzen erfolgen, die Schwingungen

des Pendels, der Welle und der Ebbe und Fluth. Alle Ausweichungen dieser Schwanfungsbewegungen gefchehen um einen ruhenden Punkt, oder eine ruhende Linie oder Fläche, und kehren zu denselben immer wieder zurück. Die Art der Schwanfungsbewegung der Sonne ist freilich noch nicht ermittelt, aber das Menschengeschlecht wird ja wohl noch Jahrhunderte und Jahrtausende leben, um dergleichen wissenschaftliche Aufgaben seiner Zeit zu lösen. Wenn wir aber nun auf die Centralbewegung im Ganzen und Großen verzichten müssen, so ist die Welt doch unrettbar dem Untergange geweiht, und es ist dabei unerheblich, ob die einzelnen Sterne sich in den gemeinschaftlichen Schwerpunkt stürzen, oder ob große und zusammengefezte Systeme dies thun, mögen sie auch die Größe der Milchstraße haben. Nein, die Welt hat keinen Mittelpunkt und keinen Schwerpunkt und verharret ohne einen solchen in alle Ewigkeit mit allen ihren Massen in ruhig schwebendem Gleichgewicht. —

Nach dem Geseze von der Strahlung der Wärme verliert ein jeder Körper seine Wärme so lange, bis er durch die Strahlen anderer Körper so viel Wärme wieder empfängt, als er ausgiebt. Ein Körper also, der sich im unendlichen leeren Raume befände, in welchem er von außen gar keine Wärmestrahlen erhalten könnte, müßte sich gänzlich abkühlen bis zum Verschwinden aller Wärme. In diesem Falle befindet sich aber unsere endliche Weltinselgruppe. Von

außen anfangend und nach innen fortschreitend, fühlt sie sich gänzlich ab, lichtlos und ohne Leben geht sie ihrem Untergange verhängnißvoll entgegen! —

Nein, sie bleibt blühend, lebend, warm und hell, denn sie ist unendlich, und jeder Stern empfängt von allen Seiten so viel Wärme, als er ausstrahlt. Sie befindet sich wirklich in thermometrischem Gleichgewichte. —

Ob die dem Raume nach unendliche Welt der Zeit nach ewig sei und die Vorstellungen von Anfang und Ende gänzlich ausschließe, ist wohl jetzt eine müßige Frage, denn die Begriffe Raum und Zeit entsprechen in dieser Beziehung einander vollständig. Jede Anstrengung des Geistes, die unendliche Welt mit einem Anfange zu denken, muß vor der unabweisbaren Widersinnigkeit des Gedankens erlahmen, und so bleibt uns von jetzt an die Welt dem Raume und der Zeit nach ohne alle Grenzen. Die Schranken sind gefallen, und in der freien, unbegrenzten Welt soll uns der neue Baum der Erkenntniß wachsen. —

Wir würden nach Aufstellung dieses positiven Grundsatzes, welcher die Grundlage unserer ganzen Betrachtung bildet, zur Entwicklung der Naturgeschichte der Götter sofort übergehen können, wenn wir nicht zuvor noch zwei Gespenster der Naturwissenschaft tödten müßten, welche in der Götterwelt eine zu bedeutende Rolle spielen, als daß sie unbeachtet bleiben könnten. Das sind der Aether und die Atome.

Nach den Lehren der bisherigen Naturwissenschaft ist der Aether ein Stoff, welcher den ganzen Welt-raum erfüllt und zugleich an derselben Stelle ist, wo sich schon andere Körper befinden. Er hat indeß eine sehr verschiedene Natur, und jeder Naturforscher macht sich von ihm ein anderes Bild, wie dies bei Gegenständen der Phantasie nicht anders sein kann. Dem Einen ist er absolut ohne Schwere und vollkommen durchdringlich, dem Andern hat er eine geringe Schwere und Widerstandskraft, erfüllt auch den Raum nicht vollständig, sondern besteht aus kugelförmigen Atomen mit den nothwendigen leeren Zwischenräumen. Er tritt auch in die Masse der Körper selbst nicht ein, sondern umgiebt nur innerhalb derselben ganz lose und leise ihre undurchdringlichen Atome. Gesehen und nachgewiesen hat ihn noch Keiner. Er ist erfunden zur Erklärung der Wirkungen des Lichtes, weil man das Licht selbst nicht als eine in die Ferne wirkende Kraft, wie die Schwere, sondern nur als eine Erscheinung, d. h. als die Wirkung einer Kraft auffassen wollte, wie den Schall. Jetzt ist er durch Warmann*) im Bereiche des Lichtes gänzlich beseitigt, indem dieser nachweist, daß die Annahme der Schwingungen des Aethers für das Licht nur auf Widersinnigkeiten führt, gar nichts erklärt und klare Erscheinungen verbunkelt.

*) Untersuchungen über das Wesen des Lichtes und der Farben.

— Es sollte noch die zweite oder jüngere Art des Aethers, die schwere und widerstandsfähige, die Schuld an gewissen Unregelmäßigkeiten in der Bewegung des Ende'schen Kometen tragen, aber auch von dieser Schuld spricht ihn Schiaparelli*) frei. So muß er denn unschuldig sterben, nachdem er nur 200 Jahre sein gespensterhaftes Dasein gehabt hat.

Da sind die Atome viel langlebiger. Sie sind so viel Jahrtausende alt, als der Aether Jahrhunderte, und sind im Alterthum von Leucippus erfunden. Ihm ist ihre Erfindung zu verzeihen, da er die Welt nur als endlich kannte. Ist das Große endlich, so muß es auch das Kleine sein. Daß aber die neuere Chemie die Atome wieder aufgenommen hat, ist ganz unverzeihlich. Jetzt soll ein Naturforscher die Unendlichkeit denken im Großen wie im Kleinen. Die Körper sind allerdings bis ins Unendliche theilbar, weil man sich's absolut nicht anders denken kann. Selbstverständlich kann eine Theilung ins Unendliche nicht ausgeführt werden, weil dazu unbedingt eine unendlich große Zeit gehören würde, und Raum und Zeit sind nun einmal so eigensinnig, sich immer vollkommen zu entsprechen; aber darum behalten die Körper ihre Theilbarkeit doch. Hätte Leucipp sich eines Mikroskops bedienen können, so hätte er vielleicht die Erfindung seiner Atome sofort gänzlich aufgegeben, aber jetzt sind

*) Entwurf einer astronomischen Theorie der Sternschnuppen.

sie immer desto kleiner geworden, je schärfer die optischen Instrumente wurden, so daß sie bei Fechner*) nur noch Punkte ohne alle und jede Ausdehnung sind.

Halten wir also die Unendlichkeit der Welt und die Ewigkeit derselben fest, und sehen wir nun zu, welche Stelle die Götter in dieser neuen Welt behalten. —

*) Ueber die physikalische und philosophische Atomenlehre.

2. Die Entstehung der Götter.

In der unendlichen Welt findet sich kein Platz für die Götter. Sie sind ein nothwendiges Ergebnis der Vorstellung von der Endlichkeit der Welt und stehen und fallen mit derselben. Wenn die Welt sich von Ewigkeit her nach Naturgesetzen von gleicher Ewigkeit bewegt, entwickelt, umgewandelt hat, und dies noch thut, durch innere Nothwendigkeit getrieben, so sind alle Götter mit ihrer geringeren oder größeren Macht bis zur Allmacht überflüssig, denn es bleibt ihnen bei der unumschränkten Selbstgestaltung der Welt kein Ort, an welchem sie mit ihrer besonderen Macht fördernd oder störend eingreifen könnten oder dürften. Die Götter sind deshalb überall aus den engsten und beschränktesten Vorstellungen der Menschen von der räumlichen Ausdehnung der Erde und des Himmels entstanden, und sie verschweden in Duft und Nebel, sowie diese Vorstellungen nur einigermaßen ins Große wuchsen.

Der Mensch verehrt nach seiner Natur die Dinge,

welche er für mächtiger hält, als sich selbst. Sein Vater, der ihn nährt und straft, sein Häuptling, der ihn führt und schützt, sind seine frühesten und nächsten Verehrungswesen, und dies um so mehr, je schwächer und hilfloser der Mensch ist. In der ersten Jugend erwächst ihm der erste Begriff eines Verehrungswesens, und da die Jugendeindrücke von so bedeutender Festigkeit und Dauer sind, so bleibt mit dem Begriffe eines Verehrungswesens der einer Person, und zwar einer menschlich gestalteten Person, eng verbunden für alle Zeiten.

Wenn wir bei der Ewigkeit der Welt im Allgemeinen so wie der Erde insonderheit auch nicht annehmen können, daß alle Entwicklungen von Null angefangen haben, sondern daß es für alle Formen nur Schwankungen in Höhe und Tiefe um einen mittleren Zustand des Gleichgewichts geben kann, wenn wir also nicht mit Darwin annehmen, daß die Menschen aus dem Reime einer Urzelle durch alle thierischen Formen hindurch sich endlich aus diesem herausgebildet haben: so können wir doch nicht in Abrede stellen, daß das Menschengeschlecht, so weit unsere geschichtlichen und geologischen Forschungen reichen, nicht in seiner ganzen gegenwärtigen Vollkommenheit die Erde immer bewohnt hat, sondern, daß es geistig und körperlich viel weniger als jetzt entwickelt, den Thieren sehr nahe gestanden hat. Wir werden davon um so mehr überzeugt, wenn wir auf den Umstand achten, daß durch

alle Jahrtausende der Entwicklung sich Menschenformen mit sehr geringen und fast thierischen Geisteskräften bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Wir müssen auf diese Urformen zurückgehen, um bei ihnen die Entstehung der Götter zu suchen.

Der Mensch, hilfloser geboren, als jedes andere Thier, konnte im Kampfe um das Dasein sein Geschlecht nur durch Steigerung seiner geistigen Fähigkeiten erhalten. Dadurch gelang es ihm, mächtigere Thiere, als er selbst, zu tödten, was er thun mußte, weil sie ihm nützlich oder schädlich waren. Der Kampf mag lange Zeit, namentlich den Raubthieren gegenüber, oftmals einen solchen Ausgang gehabt haben, daß der Sieg dem Feinde des Menschen verblieb. Das Thier war übermächtig. Sein gegen den Menschen gerichteter Zorn konnte durch Aufopferung eines bereits gezähmten oder wenigstens in Gefangenschaft gehaltenen Thieres besänftigt werden. So wurde das Raubthier das Verehrungswesen, das Hausthier das Opfer. In Ermangelung eines Opferthieres mußte ein Mensch geopfert werden, um dadurch den ganzen Stamm oder die Horde zu erhalten.

Auf solche Weise wurde das Raubthier der Verderbenbringer, das Hausthier der Erlöser und der Glückspender. Böse und Gut standen einander als Schädlich und Nützlich gegenüber, und das Bild des Guten gestaltete sich in der Vorstellung zu einem neuen Verehrungswesen, welches sich noch dazu mit weit be-

quemeren und billigeren Opfern begnügte. Wenn der eine Stamm von einem Löwen, der andere von einem Panther bedrängt wurde, wenn der eine den Stier, der andere das Lamm zu opfern pflegte, so werden beide Stämme bei ihrer Verschmelzung mit einander ihre Verehrungswesen sich zugetragen und dadurch die Anzahl ihrer Götter verdoppelt haben. Da die frühesten Verehrungswesen des Menschen selber Menschen waren, welche sich durch Bitten bestimmen und erweichen ließen, so war es natürlich, daß auch an die Stammesgötter von menschlicher oder thierischer Form das Gebet gerichtet wurde, indem man die Ueberzeugung hatte, daß es doch wohl etwas helfen und unter Umständen das theure Opfer entbehrlich machen könnte. Auf solche Weise ist seit Jahrtausenden zu den Göttern mit größerer oder geringerer Innigkeit gebetet worden, ohne daß bis auf den heutigen Tag auch nur ein einziges mal der Versuch gemacht wäre, einen Fall mit wissenschaftlicher Sicherheit festzustellen, in welchem es etwas geholfen hätte. Auch die Erfahrung, daß man einen Menschen durch unermüdliches Bitten und Betteln dermaßen langweilen kann, daß er endlich aus reiner Verzweiflung die Bitte gewährt, auch diese Erfahrung hat man gegen die Götter vielfach angewendet. Die ursprüngliche Menschenverehrung wirkte beim Thierdienste auch noch in der Weise hindurch, daß man häufig, oder vielleicht meistens, den Thiergöttern menschliche Formen beilegte und sie mit Händen und

Füßen, sogar mit menschlicher Haltung ausstattete, wenn man ihnen auch den thierischen Kopf ließ. Bei weiterer Entwicklung überwog die menschliche Form so weit, daß von der thierischen nur noch einzelne Spuren oder Attribute übrig blieben, wie z. B. bei der Diana, dem Pan oder unserm allbekannten nordischen Teufel.

Die Vermehrung der Götter hat nicht bloß ihren Grund in dem friedlichen Zusammenfließen der einzelnen Stämme und Horden der Menschen, sondern auch in ihren Kämpfen, Siegen und Niederlagen. Mit dem Siege eines Stammes wurden dessen Götter als die mächtigen und hülfereichen gepriesen, die besiegten Götter mußten sich beugen. So entstand zunächst ein Rangverhältniß zwischen oberen und unteren Göttern, bis diese letzteren endlich zu Geistern, Genien, Dämonen, Engeln, Gespenstern und dergleichen herabsanken. „Unser Gott ist der mächtigste“, war das ewige Triumphlied der alten Hebräer, wenn sie gesiegt hatten oder Sieg hofften, im andern Falle befanden sie sich unter dem Schutze anderer Götter auch leidlich wohl.

Dergleichen Kämpfe wurden die Veranlassung zu demjenigen Egoismus, mit welchem jeder Stamm oder jedes Volk seine eigenen Privatgötter haben wollte. Dieser Egoismus steigerte sich bis dahin, daß auch die einzelnen Familien, ja die einzelnen Menschen sich ihre besonderen Götter hielten, namentlich in solchen Gegenden, wo ein Leben der Menschen in großer staatlicher Gemeinschaft nicht gut möglich war. Diese

Privatgötter sind es, welche uns unter dem Namen Fetische bekannt sind, und deren Verehrung noch jetzt in Afrika landläufig ist. Bei uns erscheinen sie in der Form der den einzelnen Menschen persönlich zugeschriebenen Heiligen. Der glücklichere Mensch mußte von einem besseren und mächtigeren Fetsich bedient sein, und war daher in Gefahr, sich desselben einmal beraubt zu sehen; deshalb wurde jede irgendwie auffallende oder hervorragende Gestalt desselben vermieden. Ein Klotz, ein Stein, eine Naturmerkwürdigkeit, irgend ein Amulet genügte, um göttliche Dienste zu verrichten, wenn das Ding nur so beschaffen war, daß es nicht die Aufmerksamkeit der Konkurrenten reizte. Die Afrikaner haben außer ihren Privatfetischen auch noch Stammesfetische, welche von ihren Priestern in Wäldern oder Schluchten verborgen gehalten werden. Die Ungeweihten dürfen sich ihrem Orte nur nahen, nicht aber vor sie treten, und sie erfahren nie, wie dieselben aussehen, noch wo sie stehen oder liegen. Die Nähe des Stammfetisches ist ein Allerheiligstes, wobei nicht in Abrede gestellt werden soll, daß das Allerheiligste für die Verehrung wichtiger ist, als der ganze Fetsich, und daß es allerheiligste Orte geben mag, in denen sich gar kein Fetsich befindet, so daß wir hier die roheste Form eines unsichtbaren Gottes erkennen.

An dem Teufel und seinem Herkommen aus dem Thierdienste haben wir schon gesehen, daß die Götter mehr denn zu unsterblich sind; dasselbe läßt sich auch

von den Fetischen sagen. Wenn man in katholischen Ländern reist, kann man am Hiertische etwa folgende Rede hören: „Nachbar, ich sage dir, die heilige Jungfrau von So und So ist nichts werth. Als meine Frau das Fieber hatte, habe ich vor ihr drei Rosenkränze gebetet und ihr eine geweihte Kerze geschenkt. — Gar nichts hat sie mir geholfen. — Nun ging ich zur heiligen Jungfrau von Da und Da. — Gleich war das Fieber weg. Jetzt mag es kommen, wie es will, ich werde mich immer an die heilige Jungfrau von Da und Da wenden.“ — Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß ein Mensch, der solche Worte redet, gar nicht an die geistig himmlische Göttin Maria denkt, sondern daß er nur und ausschließlich den bemalten Klotz von Da und Da im Sinne hat.

Bei der natürlichen Hülfslosigkeit des Menschengeschlechts dürfte wohl keine andere Annahme gerechtfertigt sein, als daß wir seine ersten höheren Formen in warmen Gegenden zu suchen haben, wo die Milde des Klimas Haus und Kleid entbehrlich machte, so daß sich die ganze Sorge auf die Erwerbung der Nahrung beschränkte. Hier aber traten ihnen außer den feindlichen Thieren noch die Naturgewalten entgegen, vornehmlich der Wüstenwind, das Gewitter, und, durch dasselbe veranlaßt, der Wald- und der Steppenbrand. Diese Erscheinungen waren gewaltiger und unter Umständen verheerender, als die wilden Thiere. Man sah die Wirkung, verborgen blieb die Ursache. — Diese

konnte nur ein feindlicher Wille sein; ein Wille aber ist der Ausfluß einer Person, und so entstanden die persönlichen unsichtbaren Götter in Menschengestalt, welche die Personifikationen der Naturgewalten sind. Ihre, den Menschen so deutlich hörbare, sonst aber unverständliche Sprache war der Donner, das Rauschen des Wirbelsturmes, das Prasseln und Krachen der Feuersbrunst. Eine so fürchterliche Sprache kann aber nur der Ausdruck heftigen Zornes sein, deshalb sind die alten Götter der warmen Gegenden voll Zorn, Grimm und Rache gegen die Menschen, wie wir dies aus dem Alten Testamente vom Jehovah, El, Moloch, Asafel und anderen wissen. Ihr Grimm mußte durch Opfer versöhnt werden, da der Mensch die Erfahrung hatte, daß auch der Hunger wilder Thiere durch solche gestillt werden konnte. Nun waren die unsichtbaren Götter aber viel gewaltiger, als die Thiergötter, deshalb mußten die Opfer auch höher sein, und man brachte den Unsichtbaren häufig Menschenopfer.

Die Thiergötter hatten ihre Opfer höchstselbst verzehrt, die Unsichtbaren ließen dieselben unberührt, und da sie doch Erscheinungen der Luft waren, so mußte man sie ihnen durch die Luft zugänglich machen, deshalb verbrannte man die Opfer und ließ die Götter auf solche Weise an dieselben riechen. Die weniger brennbaren Theile blieben übrig und wurden von den Opfernden, vorzugsweise aber von den Priestern, als gute Bissen gern verzehrt. Die Opfer verwandelten

sich in Festmahle und gingen in dieser Form noch bis ins Christenthum über, in welchem sie beim Abendmahl bis zu einer symbolischen Form verkümmerten, von welcher aber immer noch der Priester, wenigstens bei den Katholiken, den besten Theil bekommt.

Als das Menschengeschlecht die größten Hindernisse seiner Erhaltung besiegt hatte, verbreitete es sich in die Gegenden der gemäßigten Zone, gewann durch Kleidung und Wohnung Schutz und Sicherheit, natürlich aber auch Arbeit. Man bezeichnet dies wohl als die Vertreibung aus dem Paradiese. Hier, wo der hohe, herrliche Himmel in tiefer Bläue erscheint, geschmückt mit seinen Sternen, der im heißen Wüstengürtel weißlich und viel weniger hoch und schön ist, hier, wo die Bildung der Wolken die Phantasie erregte, wo der milde Himmel den segnenden Regen herabträufeln ließ, wo die festen und die wandelnden Sterne ihre sichere Bahn und ihren regelmäßigen Lauf deutlicher zeigten und das Eintreten des scharfer ausgeprägten Wechsels der Jahreszeiten mit ihren herzerfrischenden Erscheinungen bezeichneten: hier bildete sich zuerst die Vorstellung, daß die Götter mild und gütig sind, und daß sie hoch oben über dem Himmelsgewölbe in seliger Ruhe wohnen. Die Götter und der Himmel vermischten allmählich zu einem einzigen Begriff und wir erkennen solches noch heut zu Tage an Lebensarten, wie diese: „Dem Himmel sei Dank! — Ich erwarte meine Hülfe vom Himmel. — Der Himmel ist mein Hort. —“

den Griechen. Nach ihr war der Weltstoff als eine ungeordnete Masse gegeben und vorhanden. Man fragte nach ihrem Herkommen nicht, und wer damals in seiner Gedankenentwicklung kühn genug gewesen wäre, der hätte das Chaos als von Ewigkeit her bestehend betrachtet können. Hernach kamen die Götter hinzu, über deren Ewigkeit man sich auch nicht den Kopf zerbrach, und diese gestalteten allmählich aus dem Chaos die Welt, so daß sie zuletzt so geworden ist, wie man sie jetzt hat. In neuerer Zeit ist diese Theorie noch einmal durch Kant und Laplace aufgefrischt worden und gilt wohl durchschnittlich noch bei den Naturkundigen ziemlich allgemein als geglaubte Wahrheit. Daß die Erde unter ihrer Oberfläche durch Druck, Reibung und chemische Umwandlung Wärme entwickeln muß, und zwar bis zu derjenigen Tiefe, bis zu welcher das Wasser eindringen kann, das weiß man. Man weiß auch, daß die Wärmezunahme nach der Tiefe da am stärksten ist, wo diese Ursachen am kräftigsten wirken, daß sie aber ganz unbedeutend ist, wo dies nur in geringem Grade der Fall ist, ja man weiß, daß es Stellen auf der Erde giebt, an welchen nach einer Zunahme in mäßiger Tiefe wieder eine Abnahme in noch größerer Tiefe statt findet. Alles dies weiß man, aber man glaubt, daß die Erde in ihrem Innern in einer Tiefe von $5\frac{1}{2}$ Meile an noch jetzt glühend flüssig sei, und daß die Wärme unter der Oberfläche nur aus dieser Quelle kommen kann, obgleich an den Stellen der schlechtesten

Wärmeleitung die Erdwärme größer ist, als an denen der besseren. Man glaubt ferner, daß die Erde in ihrem Innern einmal ganz glühend flüssig gewesen sei, sonst könne der Rest der Gluth im Innern nach geschehener Abkühlung nicht bestehen. Was hindert solche Gläubige nun, weiter anzunehmen, daß die Erde früher noch viel glühender und also dampfförmig gewesen sei! — Wenn sich nun auch die anderen Planeten, die Kometen und die Sonne in demselben Zustande befanden, und das Gas sich durch die Hitze so recht allgemein verbreitete, so giebt dies schon einen prächtigen Gasball. Die Gasbälle der nächsten Fixsterne kommen dazu und nun verläuft sich Alles in eine chaotische Gasmasse. Wo für dieselbe die Wärme hergekommen ist, und wo sie nun nach geschehener Abkühlung hingekommen ist, davon weiß die jetzige Chaostheorie nichts zu melden.

Durch irgend einen Zufall oder durch den Willen eines Gottes, was aber nicht bestimmt ausgesprochen wird, lösten sich aus dem dampfförmigen Chaos Stücke los, trennten sich von einander, kamen in Drehung, kühlten sich ab, stießen Ringe ab, welche sich allmählich lawinenartig aufrollten und zu Planeten gestalteten, und so kam denn unser Sonnensystem zu Stande, und eben so geschah es mit den übrigen Fixsternsystemen. Fertig ist nun die Welt ganz von selber und ohne jede Nachhülfe.

Die Werbethetheorie lernen wir im Alterthum

zuerst aus der dem Moyses zugeschriebenen Schöpfungssage kennen, und da sie in dieser Weise in den Schulen überall gelehrt wird, so kann sie als vollständig bekannt vorausgesetzt werden. Wenn auch für diese in neuerer Zeit naturwissenschaftliche Umarbeitungen, so unter andern eine von Trenn*), versucht worden sind, so sind dieselben eigentlich kaum in größeren wissenschaftlichen Kreisen bekannt geworden, da die Kant-Laplace'sche Chaostheorie durch Humboldt und alle seine Nachfolger eine zu starke Macht gewonnen hatte, als daß einzelne schwache Empörungsversuche etwas dagegen hätten ausrichten können.

So wie wir nun die Welt jetzt haben, so mußte sie nach der einen oder der andern Theorie immerhin von wenigstens einem Gotte geschaffen oder gestaltet sein. Aber in dieser Welt mußte man auch für den Teufel ein Unterkommen suchen, da er doch nun einmal da war, und sich seine Existenz nicht ableugnen ließ. Das stand nun fest, daß die Oberwelt Gottes war, also blieb dem Teufel nur die Unterwelt übrig. Die Phantasie war hierbei nicht allzu kühn, da man geräumige Höhlen fand, in deren Schauer sich das ganze Reich des Bösen sehr wohl unterbringen ließ. Daß bei einigermaßen knapper Einrichtung ein nicht allzu großer Raum dazu gehört, wird man begreifen, wenn man erwägt, daß alle Menschen, welche seit

*) Hypothese über die Entstehung des Planetensystems und des Weltalls überhaupt. Danzig 1841.

6000 Jahren*) gestorben sind, mit Einschluß der jetzt noch lebenden, mit ihrem ganzen vollen Körperinhalt kaum den dreißigsten Theil einer Kubikmeile einnehmen. Wenn nun davon auf die Hölle nur die Hälfte gerechnet werden sollte, und diese durch Schmoren und Braten noch bedeutend zusammen schwände, so wäre ein verhältnißmäßig kleines Loch in der Erde ausreichend, um ihr vollständig Raum zu gewähren. Die Seligen in den Himmelsgefilde brauchen nicht so dicht auf einander geschichtet zu werden, denn für diese ist in dem freien hohen Himmelsgewölbe schon selbstverständlich mehr Platz.

In ihrer früheren Gestaltung, selbst bis zu ihrer Thätigkeit bei der Schöpfung von Himmel und Erde, blieben die Götter mitammt ihrem großen Hofstaate von Seligen und Verdammten immer noch vollständige Personen von durchaus menschlicher Beschaffenheit. Mit menschlichen Gestalten erschienen sie in Träumen und Visionen, mit menschlichen Gestalten stellte man sie dar in Bildwerken. Indes der denkende Geist im Menschen erwachte und fand, daß die menschlichen Formen zu klein und winzig wären für die Größe der Götter, und die sonst so plastisch sinnlichen Gestalten mußten nun allgemeinen Begriffen weichen. Man gab Erklärungen des Begriffes Gott, welche aber alle gleich

*) Das Menschengeschlecht ist zwar viel älter, aber das Alter der Götter wird über diese Zeit nicht merklich hinaus gehen.

widersinnig sind, denn was nicht ist, läßt sich auch nicht erklären. Hören wir indeß einige der bekanntesten Erklärungen an!

Goethe führt seinen Faust durch Gretchen in eine arge Verlegenheit, indem diese ihm eine Definition des Begriffes Gott abquält. Er weiß sich in seiner Angst nicht anders zu retten, als durch den folgenden Wortschwall:

„Wer darf ihn nennen,
Und wer bekennen,
Ich glaub' ihn?
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen, ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht herauf?
Schau' ich nicht Aug' in Auge dir,
Und drängt nicht alles
Nach Haupt und Herzen dir
Und webt in ewigem Geheimniß
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll' davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Kenn' es dann, wie du willst,
Kenn's Glück, Herz, Liebe, Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür. Gefühl ist alles.
Name ist Schall und Rauch
Umnebelnd Himmelsgluth.“

Diese Definition ist nicht die schlechteste. Sie spricht

sich wenigstens ziemlich deutlich aus als das, was sie sein will, nämlich als sinnlose Phrase. Gretchen ist damit auch nicht zufrieden, denn ihr ist Gott noch eine leibhaftige Person. Besser sind übrigens alle sonstigen Definitionen auch nicht, welche Gott bezeichnen als den Urgrund, die letzte Ursache, die Weltseele, als die Summe aller Naturkräfte, das höchste Gut, das Absolute, und deren Verfertiger sich noch obendrein darum streiten, ob er immanent oder transcendent ist. Uns ist indessen in unserer Jugend folgende Definition zum Auswendiglernen aufgegeben worden: „Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten“. Das klingt beinahe nach etwas, ist aber, genau genommen, doch auch nur eine blasse Redensart. Was ist denn ein Geist? — Das hebräische Ruach, das griechische Pneuma, das lateinische Wort Spiritus, welche alle drei mit Geist übersetzt werden, bedeuten Hauch, unser deutsches Wort Geist kommt wahrscheinlich von Gisch her und bedeutet dann einen feinen Spritzschaum. Etwas Derartiges kann das Wort an der besagten Stelle nicht bedeuten. Vielleicht ist Geist so viel wie Gespenst. Aber wer sagt mir nun, was ein Gespenst ist? — Ich habe nie eins gesehen und kann mir auch keine Vorstellung davon machen. Ist Geist vielleicht der Gedanke oder die Vernunft? — Das wäre zu wenig für einen Gott, könnte auch höchstens von einem solchen ausgehen, aber nicht er selbst sein. O, wenn wir wüßten, was ein Geist ist,

so würden wir mit dem Begriffe Gott schon zu Stande kommen. Bis dahin wird es gleich viel zu bedeuten haben, ob man sagt Gott ist ein Geist oder Geist ist ein Gott. „Wir müssen ihn im Geist anbeten“ ist an sich ebenfalls eine sinnlose Phrase. Vielleicht erfassen wir ihre Bedeutung durch ihren Gegensatz. Im Neuen Testamente wird immer das Fleisch dem Geiste gegenüber gestellt. Wenn wir nun sagen wollten, wir müssen ihn nicht im Fleisch anbeten, so wird der Unsinn größer, statt zu verschwinden. „Wir müssen ihn in der Wahrheit anbeten“. Kann man ihn in der Falschheit oder in der Lüge anbeten? — Nein, alle diese Begriffe: Geist, Fleisch, Wahrheit, Falschheit, Lüge passen nicht zum Begriffe Anbeten und bilden mit ihm vereinigt einen eben so großen Unsinn, als wenn man von einer hellgrünen Tugend sprechen wollte.

Mit der Bildung eines allgemeinen Begriffes „Gott“ statt der leibhaften Person eines Gottes fängt aber der Untergang der ganzen Götterei schon an. So wie der Gott aufhört, eine Person zu sein, so ist es aus mit ihm. Das fühlten die Begriffserfinder auch wohl, und um nun weder bei sich selbst, noch bei Anderen einen ganz wohl begründeten Zweifel aufkommen zu lassen, schritten sie dazu, das Dasein der Gottheit zu beweisen. Wir wollen uns diese Beweise näher ansehen.

3. Beweise für das Dasein der Götter.

Zuerst ist festzustellen, was man hier mit dem Worte Beweis für einen Begriff zu verbinden hat. Der mathematische Beweis kann hier keine Geltung haben, denn dieser geht von einer als unumstößlich angenommenen Voraussetzung aus und leitet durch eine folgerichtige Gedankenverknüpfung daraus einen Schluß her, dessen Wahrheit nun eben so unumstößlich ist, da die Gedankenverknüpfung keinen Fehler hatte. Der Satz: „Die Summe der Quadrate der beiden Katheten eines rechtwinkligen Dreiecks ist gleich dem Quadrate der Hypotenuse“ läßt sich als richtig erweisen unter der Voraussetzung, daß es überhaupt rechtwinklige Dreiecke giebt; wo nicht, so nicht. Diese Art von Beweis kann hier nicht Platz greifen, da die Gottheit das an sich Voraussetzungslose sein soll; es ist deshalb nöthig, den Erfahrungsbeweis anzutreten, der das Vorhandensein eines Dinges aus einer Summe von Erscheinungen herleitet, welche dasselbe ausschließlich und allein zur Voraussetzung haben können. Wenn ich Jemandem im Scherze entgegenwerfe: „Ach

geh! ich bin dein Freund nicht“, so kann mir derselbe möglicher Weise antworten: „Schweig, das weiß ich besser. Ich habe drei Beweise von deiner Freundschaft. Erstens hast du neulich eine beschwerliche Reise für mich gemacht, zweitens hast du mich mit Eifer und Wärme vertheidigt, als in meiner Abwesenheit meine Ehre angegriffen wurde, drittens hast du mir, der ich gar nicht in der Lage bin, einen Realcredit zu beanspruchen, eine nicht unbedeutende Summe Geldes ohne Zinsen geliehen.“ „Ganz wohl,“ werde ich erwiedern, „aber bewiesen wird dadurch gar nichts. Zeichen der Freundschaft sind dies allerdings, aber keine Beweise. In derselben Lage sind wir dem Dasein der Götter gegenüber. Es kann nur von Zeichen derselben die Rede sein, aber nicht von Beweisen; denn der letzte Grund und die letzte allgemeinste Voraussetzung läßt sich nicht mehr beweisen. Dessenungeachtet hat man eine Reihe von Sätzen aufgestellt, welche unter dem Titel „Beweise für das Dasein Gottes“ in der Religionsgeschichte eine Rolle spielen. Wir führen sie nach der Reihe auf, ganz abgesehen davon, ob sie Zeichen oder Beweise oder keins von beiden sind.

1. Der ontologische Beweis. Sein Erfinder ist Anselm von Canterbury (1033—1109), und er lautet:

„Wem alle möglichen Vollkommenheiten zugehören,
„dem kommt auch das Dasein zu: das vollkom-
„menste Wesen muß also da sein.“

Hierin liegt nun weder ein Zeichen, noch ein Beweis, sondern ein einfacher Unsinn. Es giebt gar keine Vollkommenheiten an sich, sondern solche sind nur vorhanden an einem daseienden Wesen. Es kann einem nicht daseienden Dinge gar keine Eigenschaft zugehören, also sagt der Satz von allen Nebendingen entkleidet nur dies: „Ein daseiendes Wesen muß dasein.“

2. Der kosmologische Beweis. Seine Hauptvertreter sind Leibniz*), Clarke und Wolff, und er lautet seinem Sinne nach:

„Aus der Zufälligkeit dessen, was ist, muß auf
„ein absolut Nothwendiges geschlossen werden, wel-
„ches den Grund seines Daseins in sich selbst hat
„und selbst letzter Grund aller Möglichkeiten ist.“

Dieser Beweis schließt zugleich den Fall mit ein, daß die Welt, da sie einmal thatsächlich da ist, auch einen Erschaffer gehabt haben muß, und dieser sei eben Gott. Wenn nun aber die Welt von Ewigkeit ist, dann kann sie allerdings nicht erschaffen sein, und es fehlt ihr dadurch gänzlich die Möglichkeit eines Erschaffers. Nun könnte ein Gott noch zur Gestaltung und Erhaltung unentbehrlich sein, aber dies würde nur der Fall sein können, wenn die Erscheinungen der Welt wirklich Zufälligkeiten wären. Dagegen ist in der That von Zufälligkeiten nirgends die Rede, sondern

*) Theodicee von Gottsched, Hannover und Leipzig 1744. Seite 150.

man erkennt überall nur die gesetzliche Ordnung, und es geschieht nichts außerhalb und gegen die Naturgesetze. Die Welt muß also ein in sich Nothwendiges sein, welches den Grund seines Daseins in sich selbst hat und selbst letzter Grund alles Möglichen ist, so daß es außer ihr keinen Gott mehr geben kann. Ein Gott würde in diese ewige Ordnung der Dinge nur störend eingreifen können, dann wäre er schädlich, oder er müßte sich ihr vollkommen fügen, dann wäre er überflüssig.

3. Der historische Beweis. Nach diesem liegt erfahrungsmäßig das Gottesbewußtsein in allen Menschen und hat in denselben zu allen Zeiten gelegen. Demgemäß gehört es zur eigentlichsten Natur des Menschen, und da der Mensch das höchste Wesen ist, welches wir kennen, so beweist er durch seine natürliche Entwicklung das Vorhandensein der Gottheit. Hierbei muß jedenfalls davon abgesehen werden, wie der Gottesbegriff in jedem Einzelnen entwickelt ist. Es sind vom Fettschanbeter bis zum höchst gebildeten Philosophen und Theologen alle möglichen Stufen vorhanden; aber alle diese Stufen beweisen immer, daß er vorhanden sei, und dies allein hat vollkommen beweisende Kraft.

Der Schluß wäre noch nicht ganz zwingend, wenn die Voraussetzung richtig wäre, denn viele einzelne Fälle beweisen noch nicht eine Nothwendigkeit. Wenn es bisher an jedem Donnerstage geregnet hätte, so würde daraus noch gar nicht folgen, daß es auch am

nächsten Donnerstag regnen wird, und wenn viele Menschen das Gottesbewußtsein haben, so folgt hieraus noch gar nichts für Alle. Der Verfasser dieser Zeilen findet sich z. B. vollkommen frei von dergleichen, aber die Voraussetzung ist auch in größeren Kreisen zu allen Zeiten falsch gewesen. Wir haben in dem zweiten Abschnitte dieses Buches von der Entstehung der Götter gehandelt. Vor ihrer Entstehung, d. h. als die Menschen auf noch niedrigerer Stufe der Entwicklung standen, sind sie im Bewußtsein derselben noch gar nicht, d. h. überhaupt nicht vorhanden gewesen; denn da sie in der Welt keinen Platz haben, wird das Bewußtsein der Menschen wohl ihre einzige Wohnstätte von je her gewesen sein. Nun haben uns unsere Forschungsreisenden in der neuesten Zeit hier und da mit Völkerstämmen ohne jegliche Religion bekannt gemacht, die dabei doch ganz gute, liebe Leute sind. Sodann hat es zu allen Zeiten unter vielen Gläubigen einzelne Zweifler und Ungläubige gegeben. Sollen wir alle die großen Männer des Glaubens von Moses an durch die Propheten bis zu Jesus, den Aposteln, den Kirchenvätern, den Reformatoren Lügen strafen, wenn sie alle theils jammern und wehklagen über die Verstocktheit der Menschen, die sich zum Gottesbewußtsein nicht bekehren wollen, theils dieselben verfluchen und sie mit der Rache des allerhöchsten Gottes und seinem ewigen Zorne bedrohen? — Und heute? — Ich vermuthe zwar, daß von meinen geehrten Lesern nur sehr wenige zu den vier Prozent

der Kirchenfähigen gehören, welche die Kirche noch besuchen, aber ich rathe ihnen eindringlich, dies zuweilen zu thun. Um einen klaren Ueberblick über die gegenwärtige Kulturentwicklung zu gewinnen, darf man es auch nicht verschmähen, die Rehrseite einmal zu betrachten. Man wird sich an Erfahrung bereichern, und interessant ist der Kirchenbesuch heut zu Tage in der That viel mehr, wie in früheren Menschenaltern. Die Stoffe, welche in allen Predigten verhandelt werden, sind diese: der wahre Glaube verschwindet, das Gottesbewußtsein ist erloschen, die Naturforscher sind die falschen Propheten, die Naturwissenschaft siegt und die Religion geht unter. Einige stimmen darüber elegische Klagelieder an, andere ergreifen im Schweiße ihres Angesichts die Buchtruthe des Jornes, alle aber bekennen und beweisen, daß es an der Grundlage des historischen Beweises, nämlich an der Uebereinstimmung Aller im Glauben an die Götter ganz und gar fehlt, und daß er demgemäß aus der Reihe der Beweise gestrichen werden muß.

4. Der teleologische Beweis. Er lautet:

„Aus der Ordnung, Zweckmäßigkeit und Schönheit der Natur ergiebt sich die Nothwendigkeit eines weisen Urhebers und Regierers.“

Fassen wir zuerst die Ordnung ins Auge! Was ist Ordnung? — Meine Studierstube habe ich in Ordnung, wenn jedes Buch, jeder Zettel an seinem festgesetzten Plaze liegt. Mit verbundenen Augen greife

ich zu und verfehle das Richtige nicht. Meine Frau sorgt dafür, daß Staub und Schmutz fern gehalten werden. — Mein Garten ist in Ordnung, wenn auf den Wegen kein Gras wächst, wenn die Rasenflecke keine kahlen Stellen, die Bäume keine trocknen Zweige haben, wenn in den Blumenbeeten nicht allerlei fremdartige Kräuter sich ansiedeln, und wenn durch Düngen und Begießen der ganze Pflanzenwuchs ein gedeihliches Ansehen hat, auch Bänke, Tische, Zäune und Brücken keine reparaturbedürftigen Stellen aufweisen, kurz wenn alles steht, wie es stehen soll. In der gesammten Welt steht aber nichts, sondern alles bewegt sich, wie es sich bewegen soll, und wir müßten hier den Begriff Ordnung in einer wesentlich übertragenen Bedeutung fassen, denn wenn im Hause und im Garten alles darunter und darüber geht, so hört die Ordnung bekanntermaßen auf. Doch wir wollen anerkennen, daß die Welt in Ordnung ist, wenn alle Bewegungen in richtig wechselnder Wiederkehr erfolgen. — Nun dies wird ja wohl ohne Zweifel der Fall sein, wenn die allgemeine Anziehungskraft, die Tangentialkraft und die Wärme nach ihren Gesetzen weiter wirken, wie sie es bereits von Ewigkeit her gethan haben, ohne daß man gerade bringend genöthigt wäre, diese drei Kräfte als drei ordnende Götter aufzustellen.

Aber wie sieht es dagegen auf der Erde aus? — Hier Fruchtbarkeit, dort Mangel; hier zerstörende Stürme, dort heiterer Sonnenschein; hier ein vernichtendes Erd-

beben, dort eine vollständige Ruhe des Bodens; und alles dies nicht einmal in regelmäßigem Wechsel, so daß man sich vorher einigermaßen darauf einrichten könnte, wie mit rechtzeitigem Ankauf von Holz und Kohlen, wenn der Winter kommt! — Wo ist hier Ordnung? —

Einen Theil dieser Unordnungen macht uns der Telegraph unschädlich, indem er uns das kommende Wetter unter Umständen zwei Tage vorher anzeigt, und die Vergleichung der Nachrichten aus den verschiedenen Theilen der Erde giebt uns eine Klarheit darüber, daß die Sache ganz in der Ordnung ist. Der aus Westindien signalisirte Wirbelsturm findet sich pünktlich ein, bricht mir den Baum vor meinem Fenster mit seinem allerliebsten Finken Neste ab, schleudert seine Trümmer in meine Studierstube, daß alles wild durch einander fliegt. O weh! Garten und Stube sind in Unordnung, aber der Wirbelsturm war wenigstens ganz in der Ordnung. Ich vermuthe, daß dies bei den übrigen störenden Naturereignissen auch der Fall sein wird, wenn auch der Telegraph das Erscheinen derselben nicht vorhersagt. — In so weit wäre die Ordnung da, aber wo bleiben die Götter? —

Auch in Bezug auf die Zweckmäßigkeit haben wir zunächst die eigentliche Bedeutung des Wortes von der übertragenen zu unterscheiden. Zweckmäßig ist eine Wirthschaftsanlage, ein Gebäude, eine Maschine eingerichtet, wenn diese Dinge mit Anwendung möglichst geringer Kräfte einen möglichst großen Nutzen liefern.

Ein Mensch hat diese Dinge für sich oder andere verfertigt, und er selbst oder andere Menschen sollen den Vortheil davon ziehen. Unzweckmäßig ist die getroffene Einrichtung, wenn sie überflüssige oder hinderliche Theile enthält. Indessen mag eine Einrichtung noch so zweckmäßig sein, so bleibt dabei die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß es Menschen giebt, für welche dieselbe höchst unzweckmäßig ist. Die neue vortreffliche Nähmaschine, welche ich meiner Frau angeschafft habe, ist für die alte Nätherin, die in meinem Hause viele Jahre lang eine lohnende Beschäftigung fand, durchaus unzweckmäßig. Mein neues Haus ist meinem Nachbar ganz abscheulich, denn es nimmt ihm eine schöne Aussicht. Wenn wir nun diesen eigentlichen Begriff der Zweckmäßigkeit auf die Welt übertragen, so müssen wir zunächst fragen, wer ist ihr Verfertiger, und sodann, für wessen Nutzen oder Vortheil ist sie gemacht. Hier können wir selbst eine falsche Voraussetzung zugeben, nämlich daß die Welt von einem Gotte gemacht sei, und wir kommen doch zu keiner Zweckmäßigkeit, wenn wir fragen, zu wessen Gunsten oder Nutzen sie gemacht ist. Hat sie Gott für sich selbst und zu seiner eigenen Glückseligkeit gemacht? — Könnte sein! — Aber was haben wir davon? — Es fällt für uns jede Beurtheilung fort. — Hat er sie zu Gunsten der Sterne geschaffen? — Aber diese sind gefühllos und ganz außer Stande, die Zweckmäßigkeit zu erkennen oder anzuerkennen. — Hat er sie zum Nutzen der einzelnen Lebe-

daß sie sich im Kriege vernichten. Er wird die Vermüthungen des Sturmes, des Feuers, der Ueberschwemmung, des Erbbebens durchaus nicht für geeignet halten, seine Glückseligkeit zu erhöhen. Von zwei Nachbarn hält der eine das schöne Wetter für herrlich, der andere für verderblich. Niemals haben alle Menschen von irgend einem Ereignisse der Natur gleichen Nutzen, also dürfte die Zweckmäßigkeit nicht einmal für die Menschheit überhaupt, sondern nur für irgend einen einzelnen Menschen vorhanden sein. O, wer doch der Glückliche wäre! — Ich zweifle, daß er auf dem Erdenrunde irgendwo zu finden ist. Ob er in dem Verkehre der menschlichen Gesellschaft gesucht werden dürfte? — Ach, hier ist unter Umständen auch ein Mensch für den andern schädlich und unzweckmäßig.

Die hingerichteten Heren und Reker werden ihre lieben Mitbrüder in Christo für höchst unzweckmäßig eingerichtete Wesen gehalten haben, und heut noch thun dies wahrscheinlich alle diejenigen, welche an der Befreiung des ganzen Geschlechtes von alten verderblichen Vorurtheilen arbeiten und dafür durch die Rückständigen schwer zu leiden haben. — So wird denn wohl der einzig Glückliche auf einer einsamen Insel zu finden sein, wo er ungehemmt und allein seine Glückseligkeit genießen kann. — Doch nein, dann ist er ja ganz unglücklich. — Es ist bekannt, daß der wirkliche Robinson, über welchen Campe seinen hübschen Roman gedichtet hat, von den Schiffen als ein stumpfsinniges

Geschöpf vorgefunden worden ist, bei welchem kaum noch Spuren der menschlichen Sprache vorhanden waren. Es ist bekannt, wie viele von den sogenannten Demagogen, die wegen ihrer Schwärmerei für die deutsche Einheit Jahre lang in Einzelhaft gehalten wurden, einen wesentlichen Theil ihrer geistigen Kraft eingebüßt haben.

Aus allem diesen geht hervor, daß mit der Zweckmäßigkeit der Welt an keinem Ende etwas anzufangen ist. Man muß die Dinge nehmen, wie sie sind, die vortheilhaften Ereignisse als Glück genießen, und gegen die nachtheiligen sich so gut wie möglich zu schützen und zu wehren suchen, aber die Götter dabei aus dem Spiele lassen. Man wird so besser berathen sein.

Zum vollständigen teleologischen Beweise gehört noch die Schönheit der Welt. Der Begriff der Schönheit kann nur aus der Vergleichung einer großen Anzahl häßlicher und schöner Gegenstände hervorgehen. Ich würde diesen Baum nicht schön nennen können, wenn er nicht schöner wäre, als andere Bäume. Eben so wenig würde eine Dame für schön gehalten werden können, wenn es nicht in dem schönen Geschlechte recht viel Häßliche gäbe. Eine Vergleichung und eine Höherstellung der einen Form über die andere kann aber gar nicht statt finden, wenn ein Ding nur ein einziges mal vorhanden ist. Nun giebt es aber nur eine Welt, also wird die Bezeichnung schön in ihrer eigentlichen Bedeutung auf dieselbe nicht passen. Wir dürften sie

vielleicht schön nennen, wenn sie eine große Menge von lauter schönen Gegenständen enthielte. Ob die Welt nicht schöner wäre, wenn die Sterne purpurroth auf blaßgelbem Grunde, die Blätter alle rosa, das Meer hellgrün wären, das entzieht sich unserer Begriffsbestimmung gänzlich, weil keine Vergleichung vorhanden ist. Aber auch als Inbegriff von lauter schönen Einzelheiten kann die Welt nicht gefaßt werden, denn der Begriff des Schönen setzt das Häßliche voraus und Alles, was verkrüppelt, schief, krank und elend ist, muß in der Welt doch auch sein Unterkommen finden. Der Himmel ist wahrlich nicht schön, wenn die dicken grauen Regenwolken herunter hängen, und Wald und Feld auch nicht, wenn nach vorübergegangnem Sturme das Land weithin mit Trümmern bedeckt ist. — Am Tage nach der Schlacht schleicht sich ein altes häßliches Weib mit Friesaugen und spitzer Nase, die von einem ähnlich geformten Kinn begrüßt wird, in den Park, welcher das durch Feuersbrunst zerstörte Schloß umgiebt. Kanonenkugeln haben die schönsten Bäume zerknickt, Roß und Räder haben Rasen und Blumenbeete verwüftet. Hier liegt ein Bein, dort zieht sich ein Streifen Gehirn aus dem zerfömmerten Schädel auf den Rasen hin. Die Alte richtet aber ihre unheimlich funkelnden Augen dorthin, wo vielleicht eine Uhr, eine Börse, eine goldene Kapsel mit einer Haarlocke an einer mit Blut besudelten Leiche zu finden ist. Da liegt im Gebüsch ein noch lebender Mensch mit zer-

schmetterten Beinen. Er bittet händeringend um einen Trunk Wasser. „Habe keine Zeit“, erwiedert die Alte. Sie nimmt ihn vor und wälzt ihn um, damit sie auch ihn rein ausplündern könne. Sie steigert seine Schmerzen ins Unerhörte. Er bittet sie dringend, ihn wenigstens vorher zu tödten, ehe sie ihn so gräßlich mißhandele. „Da hätte ich viel zu thun, wenn ich alle todt schlagen wollte, die noch zappeln“, entgegnet wiederum die Alte, läßt ihn entkleidet liegen und späht nach einer anderen Leiche um, während der Unglückliche kaum hörbar winselnd ruft: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen“. Das ganze Bild ist nicht schön, aber die Welt umschließt dies Alles auch. Man kann sich daher nicht wundern, wenn die Welt nicht von allen Menschen schön gefunden wird. Während Hölty singt:

„O, wunderschön ist Gottes Erde
„Und werth, darauf ein Mensch zu sein;
„Drum will ich, bis ich Asche werde,
„Mich dieser schönen Erde freu'n,“

sagt Rozebue:

„Ha, wo bin ich? Unter Tigern, unter Affen?
„Warum hat mich Gott geschaffen? —

Der Verfasser dieser Zeilen stand vor einigen Jahren in einer zahlreichen Gesellschaft beim Sonnenuntergange auf der Schneekoppe. Der Abend war so still und feierlich, die Luft bis in weite Ferne so klar und durchsichtig, der Himmel so rein und so hoch, daß die Erhabenheit des Eindruckes eine lautlose Stille schuf.

Selbst das Wort „Wie schön! Wie herrlich!“ wurde nicht gehört, man sah den Gedanken desselben aber aus jedem Auge leuchten; da ertönte es salbungsvoll aus dem Munde eines langröthigen Herrn in dieser Weise: „Ja man siehet, daß die Welt in Sünden versunken ist, daß der Schleier der Sünde sich wie ein Leichentuch über die Erde ausbreitet.“ — Man unterbrach ihn in seiner Rede. Er wurde mit Ellenbogen gemäßigelt, und es wurde ihm zugerufen, daß es, wenn er doch so ein alter Sünder wäre, eine sehr starke Zumuthung und Respektswidrigkeit wäre, sich in die Kreise ehrlicher Leute zu mischen. Der Fall beweist deutlich genug, daß nicht alle Menschen die Welt schön finden. Ja die ganze Litanei von der Erde als Jammerthal ist ein unverkennbarer Ausdruck der Empfindung der Häßlichkeit der Welt.

Der ganze teleologische Beweis, auf welchen sonst ein so großer Werth gelegt wird, fällt also in sich zusammen und könnte nur Geltung behalten, wenn er dazu dienen sollte, nachzuweisen, daß es zwei Götter gäbe, einen guten und einen bösen, von denen jener alle Ordnung, Zweckmäßigkeit und Schönheit stiftete, dieser ihm in stetem Kampfe mit Unordnung, Zweckwidrigkeit und Häßlichkeit entgegen arbeitete. Dies Verhältniß hat auch ruhig bestanden bis vor ungefähr funfzig Jahren, wo man den Teufel still und heimlich und eigentlich so recht meuchelmörderischer Weise aus der Welt geschafft hat, ohne Koncil oder Synode, durch

welche man sonst neue Götter entstehen und alte untergehen läßt. Man hat ihn einfach todtgeschwiegen. Selbst in dem auf preussischen Gymnasien eingeführten Lehrbuche für den Religionsunterricht von Thomafius ist er nicht mehr vorhanden.

5. Der moralische Beweis. Derselbe rührt von Kant her und lautet etwa wie folgt:

„Die praktische Vernunft fordert vollkommene Angemessenheit unserer Gesinnungen und Handlungen zum Sittengesetze; diese in Verbindung mit angemessener Glückseligkeit bildet das höchste Gut, nach welchem wir streben und streben müssen; das höchste Gut kann aber nur dann als erlangbar gedacht werden, wenn ein Wesen vorhanden ist, welches jene Uebereinstimmung von Sittlichkeit und Glückseligkeit in sich enthält: dieses Wesen, der Inbegriff des höchsten Gutes, ist Gott.“

Dieser Beweis ist lahm auf beiden Beinen. Wir haben in unserm ersten Buche, in der Lehre von den Menschenpflichten, nachgewiesen und bewiesen, daß man nur sittlich sein kann im Verhältniß zu Seinesgleichen, und daß man von der aus dieser Quelle entspringenden Gesinnung erst ein Pflichtgefühl gegen andere Wesen entwickele, sowie, daß ein Einzelwesen weder Pflichten haben, noch sittlich sein kann. Wenn wir nun wüßten, wie sich Gott gegen andere Götter benimmt, so könnten wir daraus ersehen, daß bei ihm eine „Angemessenheit der Gesinnungen und Handlungen“ statt fände. Im

Gefühle dieser Angemessenheit würde sich Gott wahrscheinlich sehr glücklich fühlen, und wenn er unter allen Göttern am pflichtmäßigsten lebte und am glücklichsten wäre, so würden wir ihn vielleicht den höchsten Guten, aber nicht das höchste Gut nennen; denn ein abstrakter Begriff, wie „das höchste Gut“, schließt alle Persönlichkeit aus, und ohne Persönlichkeit ist gar kein lebendes Wesen denkbar. Wir könnten mit demselben Rechte die Tugend, die Vernunft, die Schönheit als drei sehr herrliche Göttinnen bezeichnen. Uebrigens würde es unter allen Menschen, wie gut oder schlecht sie auch sein mögen, immerhin einen geben müssen, welcher der beste und der glücklichste wäre, und dieser wäre dann, wenn die Erklärung Kant's zu Recht besteht, ein Gott. So müßte also ein Gott unter uns Menschen umherlaufen, ohne daß wir wissen können, welcher es ist, und um keinem zu nahe zu treten, würden wir jeden dafür halten können.

Der Sittlichkeit, der Pflichttreue, der Glückseligkeit gegenüber giebt es aber auf der Erde viel Sünde, Verbrechen und Unglück. Das Böse kann doch unmöglich vom höchsten Gute ein gleichzeitiger Ausfluß sein; daher muß es dem höchsten Gute gegenüber ein höchstes Uebel geben, und wenn wir uns dieses in Form einer Person denken, so haben wir wieder den Teufel, der nun einmal in einer wohlgeordneten Götterwelt nicht mehr fehlen kann, und ohne den dieselbe rettungslos zusammenstürzt.

6. Der Offenbarungsbeweis. Offenbarungen nennen wir den Inhalt derjenigen Schriften, welche die Grundlage von Religionsystemen geworden sind. Natürlich können Religionen, welche älter als die Erfindung der Buchstaben sind, solche nicht haben. Wir finden Offenbarungen in den Sprüchen des Confucius, im Randschur oder der aus 108 Foliobänden bestehenden Buddhistenbibel, im Alten und Neuen Testament und im Koran. Von diesen beanspruchen die beiden ersten nicht, als von Gott eingegeben gelten zu wollen, sie halten auch von den Göttern nicht allzu viel und können hier um so mehr unberücksichtigt bleiben, da in ihnen nicht die Absicht gefunden werden kann, das Dasein der Götter zu beweisen. Die drei anderen erklären sich aber selbst für Gottes Wort und maßen sich eben deswegen eine höhere Glaubwürdigkeit an, als andere Schriften gewöhnlicher Menschen. Dies ist aber theils ein Irrthum, theils eine Lüge, denn sie strotzen von Widersprüchen. Wie sehr dies im Neuen Testamente der Fall ist, haben wir in Bezug auf die moralischen Aussprüche in unserem ersten Buche zur Genüge dargethan. Andere haben schon vor längerer Zeit nachgewiesen, daß die Erzählungen von den Einzelheiten im Leben Jesu durch keine Art von Auslegung in Einklang gebracht werden können. Ja, einige sind im Widerspruch gegen die Geschichte. Wenn Herodes zur Zeit von Christi Geburt schon todt war, so konnte er keinen bethlehemitischen Kindermord mehr arrangiren,

und ohne einen solchen war wieder die Reise nach Aegypten höchst überflüssig. Vom Alten Testament wollen wir nur einige Proben hervorheben. Es heißt 2. Mose 20, 2. 3: „Ich bin der Herr dein Gott, du sollst keine andern Götter haben neben mir.“ Ja, mit welcher fürchterlichen Eifersucht Jehovah auf seine ganz besondere Bevorzugung vor andern Göttern hält, kann nicht schärfer und grausamer ausgedrückt werden, als 5. Mose 13, 6 u. f. w.: „Wenn dich dein Bruder, deiner Mutter Sohn, oder dein Sohn oder deine Tochter oder dein Weib in deinen Armen oder dein Freund, der dir ist, wie dein Herz, überreden würde heimlich und sagen: Laß uns gehen und andern Elohim dienen, die du nicht kennst, noch deine Väter: so bewillige nicht und gehorche ihm nicht. Auch soll dein Auge seiner nicht schonen und sollst dich seiner nicht erbarmen, noch ihn verbergen, sondern sollst ihn erwürgen. Deine Hand soll die erste über ihn sein, daß man ihn tödte, und danach die Hand des ganzen Volkes.“ Allem diesem gegenüber befiehlt derselbe Jehovah dem Moses, daß er dem Aaron auftrage, ihm selbst einen Boß und dem Asafel einen andern Boß zu opfern. In den Uebersetzungen steht dies allerdings nicht, denn hier sind die verschiedenen Götter der Israeliten alle mit einerlei Namen, Gott, Herr u. dgl. angegeben*). Wie

*) Wer sich hierüber genauer unterrichten will, lese die „Sis“ von Radenhausen oder dessen kleinere Schrift „Die Bibel wider den Glauben“.

stark die Fälschung zum Theil ist, um die falsche Ansicht zu verbreiten, daß die alten Juden nur einen Gott verehrt hätten, wird am deutlichsten erkannt werden, wenn wir die genaue Uebersetzung von 3. Mose 16, 8—10 mit der Luther'schen Uebersetzung zusammen stellen.

Genau:

Aaron soll das Loos werfen über die beiden Böcke, ein Loos für Jehovah, das andere für Asasel, und soll den Bock, auf welchen das Loos Jehovahs gefallen ist, heranbringen, daß er ihn bereite zum Sündopfer; aber der Bock, auf welchen das Loos des Asasel gefallen ist, soll lebend vor Jehovah gestellt werden, um geschickt zu werden zum Asasel in die Wüste.

Luther:

Aaron soll das Loos werfen über die zween Böcke, ein Loos dem Herrn und das andere dem lebigen Bock, und soll den Bock, auf welchen des Herrn Loos fällt, opfern zum Sündopfer, aber den Bock, auf welchen das Loos des lebigen fällt, soll er lebendig vor den Herrn stellen, daß er ihn versöhne und lasse den lebigen Bock in der Wüste.

An einer andern Stelle des Alten Testaments steht geschrieben: „Du sollst nicht tödten“. (2. Mose 20, 13.) Das ist natürlich, denn für todeswürdige Verbrechen hat Jehovah die Strafe sich selbst vorbehalten, wenn er sagt: „Die Rache ist mein, ich will vergelten.“ (5. Mose 32, 35.) Dabei kann er doch nicht umhin, die Menschen zum Töden, ja was noch schlimmer ist, zum Mordmorde aufzufordern und ihnen solchen als seinen göttlichen Willen zu befehlen. Wem hierin die angeführte Stelle (5. Mose 13, 6.) noch nicht genügt, dem rathen wir noch nachzulesen 2. Mose, 32:

„So spricht Jehovah, der Elohim Israels: Gürtet ein jeder sein Schwert an seine Lenden und durchgehst hin und wieder von einem Thor zum andern im Lager und ermürge ein jeglicher seinen Bruder, Freund und Nächsten. Die Kinder Levi thaten, wie ihnen Moses gesagt hatte, und fielen des Tages vom Volk dreitausend Mann.“ Wir fügen dieser Stelle noch folgende hinzu (4. Mose 25, 5. 6. 9.): „Jehovah sprach zu Moses: Nimm alle Obersten des Volkes und hänge sie dem Herrn an die Sonne, auf daß der grimmige Zorn des Herrn von Israel gewendet werde. Und Moses sprach zu den Richtern: Ermürge ein jeglicher seine Leute, die sich an den Baal Peor gehängt haben. Und es wurden getödtet in der Plage 24000.“

Wiederum steht geschrieben 2. Mose 20, 15: „Du sollst nicht stehlen.“ Dagegen heißt es 2. Mose 3, 21 u. 22: „Ich will, spricht Jehovah, diesem Volke Gnade geben vor den Aegyptern, daß ihr, wenn ihr ausziehet, nicht leer ausziehet; sondern ein jegliches Weib soll von ihrer Nachbarin und Hausgenossen fordern silberne und goldene Gefäße und Kleider, die sollt ihr auf eure Söhne und Töchter legen und den Aegyptern stehlen.“

Diese wenigen Stellen werden, wie uns scheint, vorläufig ausreichen, denn es wäre Schade um das Papier, wenn man sie noch zu Hunderten oder Tausenden vermehren wollte. Man braucht nur hineinzugreifen und findet sofort reichlich viel Widersprüche gegen andere

Thatsachen, gegen die natürliche Möglichkeit und vorzugsweise gegen die Sittlichkeit. Hierbei noch von einer Offenbarung aus göttlicher Eingebung reden zu wollen, scheint uns in der That seltsam und befremdlich.

Es bleibt uns noch übrig, einige Worte über den Koran zu sagen, denn von der uralten Offenbarung des Zoroaster ist an dieser Stelle nicht zu reden, da die Zahl seiner Anhänger jetzt eine so geringe geworden ist, daß man seine Religion als erloschen betrachten kann. Seine Götter gehören also zu den ausgestorbenen und seine Offenbarungen haben für dieselben keine beweisende Kraft mehr. Was indessen die jüngste Offenbarung betrifft, welche den Mormonen zugegangen ist, so müssen wir leider darüber schweigen, da uns für den Augenblick keine Quellen zu Gebote stehen.

Im Koran nun ist die Widerlegung der Behauptung göttlicher Eingebung schwieriger. Der Umstand, daß es schwankend und unbestimmt bleibt, ob Allah den Koran seinen Engeln oder dem Mahommed unmittelbar dictirt hat, ist nicht stark beweisend und würde sich durch eine gewandte Auslegung beseitigen lassen. Widersprüche gegen die Möglichkeit sind nicht bedeutend, da von Wundern nur wenig berichtet wird, und auch diese einer natürlichen Erklärung noch zugänglich sind. In sittlicher Beziehung steht der Koran viel höher, als das Alte und das Neue Testament. Allah ist mild und gerecht und weit entfernt davon, den Menschen jene abscheulichen, wuthentbrannten Befehle zu ertheilen, von

denen wir einige Proben mitgetheilt haben und von denen das Alte Testament wimmelt, auch bringt er in Bezug auf die Menschenpflichten nicht solche Widersprüche, als wir dies im Neuen Testamente nachgewiesen haben. Aber mit den Thatfachen kommt der Koran in argen Widerspruch. Er sagt in der fünften Sure Seite 82*): „Wir (nämlich Allah) haben die Thora (das Alte Testament) offenbaret, Leitung und Licht enthaltend. Nach ihr richteten die gottergebenen Propheten die Juden, auch die Rabbinen und Schriftgelehrten urtheilten nach dem Buche Gottes, das ihnen zur Aufbewahrung gegeben war.“ Und Seite 83: „Wir haben Jesus, den Sohn der Maria, in die Fußtapfen der Propheten folgen lassen, bestätigend die Thora, welche in ihren Händen war, und gaben ihm das Evangelium (?), enthaltend Leitung und Licht.“ Nun werden oft und viel Geschichten aus dem Alten und Neuen Testamente im Koran erzählt, aber jedesmal so verworren und zum Theil so ganz falsch, daß derselbe Gott sich auf das Gröblichste widersprochen haben müßte, wenn er seinen Schreibern des Alten und Neuen Testaments dieselben Thatfachen ganz anders diktiert hätte, als seinen Schreibern des Koran. Hierin allein liegt ein unzweideutiger Beweis dafür, daß Allah den Koran nicht diktiert haben kann. Wenn nun dessenungeachtet

*) Wir werden den Koran immer citiren nach der Uebersetzung von Ullmann. Grefeld, Funke, 1840.

Mohammed dieses behauptet, so begeht er dadurch wissentlich einen Betrug, und auf einem Betrüge kann vernünftiger Weise kein Beweis für das Dasein des Allah begründet werden.

Somit geht auch der Offenbarungsbeweis in die Brüche, und der letzte Nothanker bleibt nur noch

7. Der Beweis durch Wunder. Wenn irgend ein Gott die Stoffe und die Kräfte der Welt erschaffen und mit einander in richtigen Gang gebracht hat, so kann es ihm an der Fähigkeit nicht fehlen, in diesen ordnungsmäßigen Gang fördernd oder hindernd einzugreifen. Der Uhrmacher kann seine Uhr ruhig gehen lassen, er kann sie aber auch vor- und zurückstellen oder anhalten. Da es nun dem Gotte so ungemein auf den wahren Glauben der Menschen an ihn ankommt, so sehr, daß er die schrecklichsten HölLENstrafen für alle Ewigkeit auf den Unglauben setzt, so wäre es durchaus gerecht und billig, daß er den armen Menschenkindern den Glauben nicht so entsetzlich schwer machte, und ein einziges Wunder würde eine große Menge Unglauben zerstören. Es ist wirklich unbarmherzig, daß er dies ihm jedenfalls außerordentlich leichte und bequeme Mittel gar nicht oder wenigstens nicht mehr anwendet.

Bevor wir weiter über das Wunder handeln, müssen wir uns zuvor über den Begriff desselben verständigen. Ein Wunder ist eine Erscheinung, welche mit den Natur-

gesetzt in Widerspruch steht, sich also nicht durch ein Experiment wiederholen läßt. Der grünende Frühling, der heitere Abendhimmel, das Zusammentreffen günstiger Ereignisse, eine unerwartete Rettung, ein glückliches Wiedersehen sind keine Wunder in der höheren religiösen Bedeutung des Wortes, wenn man sie auch zuweilen so nennt; aber wenn eine Eselin menschliche Worte redet, wenn Jemand auf einem feurigen Wagen gen Himmel fährt, ohne Brandwunden zu bekommen, wenn ein Delfrug oft und oft ausgegossen sich immer wieder füllt, wenn ein Todter, welcher bereits „stinkt“, wieder gesund aufsteht: das sind wirkliche und wahrhaftige Wunder. Alle diese Wunder werden aber in Schriften berichtet, welche wegen sonstiger Widersprüche und Ungereimtheiten gar keine Glaubwürdigkeit beanspruchen können, wie wir soeben nachgewiesen haben, so daß sogar die Wunder ihrerseits wiederum als Beweise für die Unglaubwürdigkeit jener Schriften dienen können. Wer heut zu Tage „die Biene auf dem Missionsfelde“ liest, wird darin auch Wunder angemerkt finden, sie machen aber hier nur den Eindruck des Lächerlichen und Komischen. Wenn ein Ereigniß wirklich als Wunder festgestellt werden soll, so müssen alle dasselbe begleitenden Umstände von unparteiischen Beobachtern genau untersucht sein, und es muß sich bei dieser Untersuchung ganz unzweifelhaft herausgestellt haben, daß jede natürliche Wirkung natürlicher Ursachen ausgeschlossen bleibt.

Der Verfasser dieser Zeilen erinnert sich mit einem gewissen Humor eines Wunderexperiments aus seiner Jugend. Ein gläubiger und ein zweifelnder Jüngling bewohnten gemeinschaftlich ein Zimmer und kamen nach langen Streitereien überein, die Sache endgültig zu erledigen; ich sollte dabei unparteiischer Zeuge sein. Es war Abends spät. Vor uns lag auf dem Tische neben dem Talglichte die Lichtpuke. Der Gläubige betete auf das Rührendste, Gott möchte die Lichtpuke nur einen Zoll weiter rücken, der Zweifler spottete und höhnte darüber, daß Gott solches zu thun gar nicht im Stande wäre; aber die Anstrengung der äußersten Kräfte bis zur Ermüdung hatte keinen Erfolg. Endlich trat ich selbst ins Mittel und sorgte dafür, daß die erschöpften Geister durch einen frischen erregenden Trunk wieder gestärkt wurden, wobei ich es mir nicht nehmen ließ, während der Zeit jener etwas langen Sitzung die Lichtpuke jedesmal selbst in Thätigkeit zu setzen, weil meine Freunde bewiesen hatten, daß sie von dem edlen Instrumente nicht den richtigen Gebrauch zu machen wußten. Man würde heut eine solche Scene lächerlich, vielleicht unmöglich finden, wo schon die halbreifen Knaben von keinem Zweifel mehr geplagt werden; aber damals konnte die Zweifellei bis zu einer geistigen Krankheit aufschwellen, an der die Menschen verrückt wurden und starben. —

Das sind nun alle Beweise! Wer weiß noch

einen? — Sie sind alle mit einander hölzerne Eisen. Sie sind Redensarten ohne jegliche zwingende und überzeugende Kraft, und das Dasein der Götter steht auf schwachen Füßen, wenn es bewiesen werden soll.

4. Die göttlichen Eigenschaften.

Obgleich sich das Dasein Gottes nicht beweisen läßt, so ist doch der Glaube an einen solchen bei den Völkern vorhanden, und es hat sich in demselben nach Maßgabe des Bildungsstandes der Menschen allmählich eine gewisse Vorstellung von Gott entwickelt. Wir wollen diese Vorstellung jetzt in der Weise darlegen, wie wir sie in den neuesten und besten Lehrbüchern der christlichen Theologie behandelt vorfinden, indem wir die andern religiösen Auffassungen, so weit sie uns bekannt sind, später betrachten. Nach dem jetzigen christlich religiösen Bewußtsein ist Gott eine Person, d. h. ein in sich abgeschlossenes, selbstbewußtes Einzelwesen. Eine Person hat Eigenschaften, die göttliche Person hat deren folgende:

1. Ewigkeit. Ueber die Ewigkeit in ihrer eigentlichen Bedeutung haben wir im ersten Abschnitte zur Genüge gehandelt. Hier erklärt man diese Eigenschaft so, daß man sagt, Gott habe keinen Anfang gehabt und werde kein Ende haben. Ueber die räumliche Unbe-

grenztheit oder die Unendlichkeit, welche der Ewigkeit untrennbar zugehört, macht sich die Theologie weiter keine Sorge, hebt sie wenigstens nicht besonders hervor. Zur Ewigkeit gehört auch die Unveränderlichkeit, aber hier kommen wir schon mit den Quellen in Widerspruch, nach denen Gott sich gegen früher wesentlich gebessert hat. Im Alten Testament schnaubt er überall Wuth und Rache und erwürgt die Menschen zu Tausenden. Im Neuen Testament ist er durchschnittlich etwas milder, indem er nur die Ungläubigen mit ewigen Höllestrafen bedroht. Im Koran verzeiht er auch den Ungläuben und läßt die Menschen schon selig werden, wenn sie nur brav und tugendhaft handeln. Das ist denn doch keine Unveränderlichkeit!

2. Allmacht. Durch seine Allmacht kann Gott machen und schaffen, was er will. Namentlich hat er früher einmal an einem schönen Tage die Welt aus Nichts geschaffen, welche er auch demgemäß später einmal an einem sehr schlechten Tage wieder untergehen lassen oder wieder in Nichts verwandeln wird. — Hier treten uns schon stärkere Widersprüche entgegen. Zunächst kann er erfahrungsmäßig nicht machen, was er will, vorausgesetzt, daß er einen Willen hat; denn was nicht nach den Naturgesetzen nothwendig geschieht, das geschieht überhaupt nicht, und auch durch keine noch so hohe Willkür. Die Allmacht könnte sich nur in Wundern zeigen, und Wunder hat es nie gegeben und wird es nie geben. Sie haben alle ihre Quellen in Irrthum,

Täuschung und Betrug. Die Allmacht verträgt sich ferner nicht mit der Ewigkeit, denn vor der Schöpfung der Welt mußte Gott im leeren Raume dagewesen sein. Seine Allmacht mußte er doch damals schon gehabt haben, sonst hätte er sie späterhin nicht mit einem Male so stark zur Geltung bringen können. Es muß also vor der Schöpfung ein allmächtiges Nichts gegeben haben. Das fasse, wer kann! — Nichts hat gar keine Eigenschaften, weder Ewigkeit noch Allmacht.

3. Allgegenwart. Diese Eigenschaft steht mit der ersten Grundbedingung des göttlichen Wesens, nämlich mit der Persönlichkeit, in direktem Widerspruch. Mit dem Begriffe der selbstbewußten Person hängt nothwendig derjenige der Begrenzung zusammen. Gott soll nicht bloß in unserm Hause, in unserm Orte, in unserm Lande, auf unserer Erde überall gegenwärtig sein, er hat seine Gegenwart bis in die Unendlichkeit der Welten auszudehnen und muß noch alle Zwischenräume einnehmen. Selbst in der Hölle darf er nicht fehlen. Er gestaltet sich dadurch höchstens zu dem Begriffe einer allgemeinen Kraft, oder vielleicht ist er der allgemeine Aether, welcher in der Phantasie der bisherigen Naturforscher eine so wunderbare Rolle spielt. So etwas ist eben ein Begriff oder ein Gedanke, aber keine Person. Die alten griechischen Götter waren nicht allgegenwärtig, denn Zeus und Athene benutzten die zufällige Abwesenheit des Poseidon (Homer, Odyssee, 1, 22—26), um hinter seinem Rücken über das Schicksal des Odysseus

zu berathen. Als jener endlich wieder zum Olymp zurückkehrte, waren die Maßregeln zur Rettung des Letzteren bereits getroffen und in Vollzug gesetzt. Vielleicht war auch Jesus von der Allgegenwart Gottes in dem Augenblicke nicht vollkommen überzeugt, als er ausrief: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“

4. Allwissenheit. Diese Eigenschaft fällt zum Theil mit der Allgegenwart zusammen und theilt mit ihr den Fehler der Aufhebung der Persönlichkeit. Es ist natürlich, daß, wenn Gott überall ist, er auch alle geschehenden Thatfachen selbst sehen und wissen kann. Wenn ihm ein starkes Erinnerungsvermögen inne wohnt, so weiß er auch eben so deutlich die ganze Vergangenheit. Bis so weit würde die Allwissenheit mit der Allgegenwart übereinstimmen, aber dieselbe geht noch weiter. Gott weiß auch alle Gedanken und Thatfachen der Zukunft bis in alle Ewigkeit hinaus, so daß ihn nichts überraschen kann, und die Nothwendigkeit der Ereignisse und Gedanken sich ruhig vor ihm abspielt, wie er es genau schon weiß.

5. Weisheit. Nach dieser Eigenschaft wählt Gott zu seinen Absichten und Zwecken immer die besten Mittel. Aber wie kann ein Gott bei seiner Allwissenheit noch Absichten haben? Er weiß ja ganz genau, was gedacht werden und was geschehen wird. Absichten kann man nur auf Dinge richten, deren Eintreffen man erstrebt, wobei die Möglichkeit des Mißerfolges nicht ausge-

schlossen ist. Ein Ereigniß, welches ganz gewiß erfolgen muß, kann ich nicht herbeizuführen beabsichtigen. Und nun die Mittel? — Zu den nothwendig eintretenden Ereignissen kann es keine bessere Mittel geben, als die ewigen Naturkräfte, welche nach ihren ewigen Gesetzen wirken. Diese Naturkräfte tragen aber die Merkmale einer persönlichen Gottheit nicht an sich. Sind nun die vorher erwähnten Unordnungen, Zweckwidrigkeiten und Häßlichkeiten, sind die Sünden und Verbrechen auch göttliche Absichten, welche mit den besten Mitteln erreicht werden? — Wir finden hier schon grobe Widersprüche, dieselben steigern sich aber noch mehr, wenn wir nun zu den eigentlich moralischen Eigenschaften übergehen.

6. Treue und Wahrhaftigkeit. Wenn Gott nichts behauptet und nichts versprochen hat, so ist es ihm gar nicht möglich, wahrhaftig und treu zu sein. Nun hat er aber in der That zu den Menschen nie geredet, wie wir in unserer Darlegung des Offenbarungsbeiwises (Seite 53—59) bewiesen haben. Gesezt aber auch, er hätte wirklich gesprochen, so müßte bei den gezeigten Widersprüchen die Wahrhaftigkeit stark in Zweifel gezogen werden; was aber die Treue anbetrifft, so ist, um von vielen Fällen nur einen hervorzuheben, des Jesus Leben und seine ganze Erscheinung nach den alten Prophezeihungen zurecht gemacht, wie vor uns schon andere Schriftsteller zur Genüge nachgewiesen haben, seine eigenen Prophezeihungen sind aber ganz

und gar nicht in Erfüllung gegangen, denn er ist bei Lebzeiten der allerjüngsten seiner Zeitgenossen nicht wieder erschienen, wie er bestimmt versprochen hatte, (Matth. 24, 34. Luc. 21, 32), und wird auch in alle Ewigkeit nicht wieder erscheinen, wofür jeder vernünftige Mensch die volle Bürgschaft übernehmen kann. Wo bleibt da die Treue? —

7. Allgüte. Gott ist ein liebender Vater aller seiner Geschöpfe! — Auch derer, welche von anderen gegessen, verbraucht, vernichtet werden? — Ist er gegen mich gütig, wenn ich in Elend, Noth und Gefahr untergehe? — Kann ich ihn gütig nennen, wenn ich ihn bitten muß, daß er mich nicht in Versuchung führen möge? — Ein Geschäft, welches er sehr wohl dem Teufel ganz allein überlassen könnte. — Kann ich seine Güte preisen, wenn ich mich als Blödsinniger oder Krüppel durch die Welt quälen muß? — Der ganze Kampf ums Dasein schließt jede über uns stehende Güte aus. Ohne zu vernichten und zu zerstören kann kein Wesen leben, und in der Nothwendigkeit von Mord und Verwüstung spricht sich keine Liebe und Güte aus.

8. Gerechtigkeit. Gott belohnt das Gute und bestraft das Böse, natürlich nur bei den Menschen, denn bei den Thieren dürften die Begriffe Gut und Böse nicht eben anwendbar sein. — Gesezt den Fall, ich bin recht böse, ich trage sogar die allergrößte Bosheit, den Unglauben in mir. Setzt hat Gott die Pflicht,

nach seiner Gerechtigkeit mich theils schon auf Erden in Schaden zu bringen, theils mich mit ewigen Höllenstrafen zu belegen. Nach seiner Allwissenheit mußte er von Ewigkeit her, wie ich werden würde, nach seiner Allmacht konnte er meine Entstehung verhindern, nach seiner Güte mußte er dies thun; da er aber solches nicht gethan hat, so kann ich darin nur die Zeichen einer boshaften Schadenfreude, aber keine Gerechtigkeit finden. Bei dem Zusammenwirken von göttlicher Allmacht, Allwissenheit, Gerechtigkeit und Liebe in Bezug auf meine Person muß mir jeder freie Wille abgehen, alle meine Thaten und Leiden sind vorher gewußt und vorher bestimmt, denn sie sind nicht verhindert. Hierdurch ist auch jede Verantwortlichkeit von mir genommen. Wenn ich nicht verantwortlich bin, kann ich nicht bestraft werden. Wenn ich nicht bestraft werde, so kann Gott seine Gerechtigkeit nicht walten lassen, und ich muß sie als eine unmögliche von seinen Eigenschaften streichen.

9. Heiligkeit. Unter der Heiligkeit Gottes versteht man diejenige Eigenschaft desselben, nach welcher er für sich selbst vollkommen sittenrein und tugendhaft sein soll. Wir haben in unserem ersten Buche „die Lehre von den Menschenpflichten“ dargethan, daß ein Einzelwesen an sich weder tugendhaft, noch sündhaft sein kann, sondern die Sittlichkeit entwickelt sich erst im Verhältniß zu anderen gleichartigen Wesen. Giebt es also nur einen Gott, so kann derselbe nicht heilig sein, giebt es aber mehrere, so kann kein einzelner

von ihnen allmächtig sein, weil die Macht des einen durch die des andern beschränkt und begrenzt wird. Jetzt bleibt nur noch übrig

10. Die Seligkeit. Gott wird selig genannt, „weil ihm volle Genüge, ewiger Friede und aller Freuden Fülle ist“. Diese ewige, unveränderliche Glückseligkeit ist an sich ein entsetzlich langweiliger Zustand, und wenn ich unter dieser Bedingung ein Gott werden könnte, so würde ich ergebenst danken müssen; aber es geht auch mit der Seligkeit aus anderen Rücksichten nicht. Wenn Gott gegen seine Geschöpfe Liebe hat, was ja eine seiner Haupteigenschaften sein soll, so muß er doch nothwendig Schmerz empfinden, wenn dieselben unglücklich, leidend oder lasterhaft werden, ohne daß er es hindern kann. Wie unglücklich manche Menschen sind, kann er ja wissen. Er weiß alles Unglück, welches früher dagewesen ist, und welches in alle ewige Zukunft hinaus das arme Geschlecht bedrücken wird. Es muß ihm leid thun, wenn er nur einen Funken von Liebe hat, aber mit Leid und Schmerz kann keine Seligkeit bestehen. Es könnte freilich noch der Umstand hervorgehoben werden, daß er, wenn er alles Leiden und Unglück von Ewigkeit zu Ewigkeit vorher weiß, schon seit unvordenklichen Zeiten dagegen in seiner Empfindung abgestumpft sein müßte. Aber Empfindungslosigkeit und Abstumpfung bewirken auch nicht eben einen Zustand besonders hoher Glückseligkeit. Nun haben aber auch viele Götter Söhne und Töchter auf Erden gehabt,

denen es im Leben manchmal recht schlecht gegangen ist. Namentlich hatte der christliche Gott der Vater einen sehr geliebten Sohn. Mögen sie nun gegen das gewöhnliche Gesindel der Menschen in ihrer Seligkeit auch empfindungslos sein, so können sie doch bei den Leiden ihrer eigenen Kinder nicht ohne Theilnahme bleiben, sollte man meinen. Wenn nun der Dichter singt (in dem Liede: „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen?“):

„Der Fromme stirbt, der recht und richtig handelt,
Der Böse lebt, der wider Gott mißhandelt,
Der Mensch verwirkt den Tod und ist entgangen,
Gott wird gehangen;“

wo bleibt da die Seligkeit?

Wir sehen aus allem diesem, daß die Götter wirklich unter der Last ihrer Eigenschaften erdrückt werden. Ohne Eigenschaften sind sie undenkbar und mit solchen sind sie unmöglich. Es entsteht also noch die Frage, wie sie zu diesen ihren Eigenschaften gekommen sind. Wir werden dieselbe leicht erlebigen, wenn wir wieder auf die im zweiten Kapitel behandelte Entstehung der Götter zurückgehen. Wir haben darin hervorgehoben, daß sie als Verehrungswesen immer in menschlicher Gestalt gedacht wurden, und zwar so lange sie noch kleiner und von beschränkterer Wirksamkeit waren. So wie sich der Blick der Menschen über die Welt erweiterte, mußten die Götter mit dem größeren Wirkungsbereise auch größere Formen annehmen. Es reichte die kleine Menschengestalt nicht mehr recht aus, aber den

Göttern war doch einmal nach ihr Maß genommen worden, also belegte man sie nun mit menschlichen Eigenschaften. Alle jene zehn göttlichen sind nichts mehr und nichts weniger, als höher gesteigerte menschliche Eigenschaften. Für Menschen passen dieselben in ihrer natürlichen Beschränkung vortrefflich, auf einen einzigen Gott angewendet sind sie durch inneren Widerspruch unmöglich.

Man kann auch nicht sagen, daß der Gott für jeden Menschen so aussieht, wie er im Lehrbuche steht. Jeder Mensch schafft sich seine Götter nach seinem Bilde. Auch selbst die Volksgötter tragen das Gepräge des Volkes, von welchem sie verehrt werden, und ändern sich mit dem Charakter des Volkes. Wir haben hierbei an den Juden ein schon vorher ange deutetes Beispiel. Man kann wohl sagen: „Zeige mir deinen Gott, und ich will dir sagen, wer du bist.“ Eigentlich soll der christliche Gott ein milder, liebender Vater sein, aber man gehe nur zu den rückständigen Geistlichen in die Kirche (ich mache wiederholt meine geehrten Leser auf diese interessante Unterhaltung aufmerksam), und man wird sein blaues Wunder hören. Ich erlaube mir, hier einige Stellen zum Beweise einzuschalten aus einer mir zufällig in die Hand gekommenen Predigt von Ebeling*), nicht etwa, weil er einer der bedeutendsten

*) Beleuchtung gegenwärtiger Zustände aus Gottes Wort, der Gemeinde zu Cottbus dargeboten durch H. C. Ebeling, Superintendenten und Oberpfarrer zu Cottbus. Cottbus, 1866.

Männer seines Faches ist (man wird auf das Gegentheil aus seiner Schreibart schließen können), sondern weil er die Sache am klarsten und schärfsten hinstellt. Die Predigt bezieht sich auf den Krieg mit Oesterreich und stellt diesen dar als eine Folge der großen Verfündigungen der Einwohner von Cottbus. Es heißt Seite 7: „Wenn Gott anhebt zu richten, dann übt er Vergeltung, dann heißt es: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Nachdem er lange zugeesehen, daß Menschen verwerfend und verachtend sich von seinem Worte abgewendet haben, wendet er verachtend sich von ihnen ab.“ Seite 9: „Früher hat er seinen Segen über die Fabrikäle und Werkstätten ausgeschüttet; nun aber, seitdem er angefangen hat zu richten, ekelte es ihn (wo bleibt da seine Seligkeit?), seine Segensblicke den Stätten zuzuwenden, an welchen man nicht ihm, sondern dem Mammon gebient hat. Darum hat er die Stätten regen Tumultes zur Wüste gemacht. Das macht, Gott hat sich verachtend abgewendet.“ Seite 10: „In Vers 20 des Liedes Moses heißt es: Und der Herr sprach, ich will mein Antlitz vor ihnen verbergen, will sehen, was ihnen zuletzt widerfahren wird; denn es ist eine verkehrte Art, es sind untreue Kinder. — Was hier gedroht ist, das ist noch nicht in vollem Maße, selbst nicht in ausgedehntem Maße (ein ausgedehntes Maß mißt kürzer!) über uns verhängt. Wäre es das, dann würde dies nicht geschrieben, wie ich es jetzt in der Stille meines Arbeitszimmers schreibe; ich würde dann

mit Jeremias an irgend einer verwüsteten Stelle sprechen: Ich bin der Mann, der Elend erfahren hat unter der Ruthe seines Grimmes. Er hat mich mit Bitterkeit gesättigt und mit Wermuth getränkt. Er läßt meine Zähne sich auf Kies zerbeißen, er wälzt mich in der Asche. — Im Hinblick auf unsere Stadt würde ich dann mit demselben Propheten sagen müssen: Dem Säugling klebet seine Zunge am Gaumen vor Durst, die jungen Kinder heißen Brod und ist Niemand, der es ihnen breche. Die vorhin das Niedlichste aßen, verschmachten jetzt auf der Gassen; die vorhin in Scharlach erzogen sind, die müssen jetzt im Roth liegen. — Gottlob dahin ist es noch nicht gekommen. Gott beweist uns eine große Geduld. Kein Mensch würde so gelinde verfahren, wenn sein Name so verachtet würde, wie Gottes Name unter uns verachtet worden ist. Aber gewaltig ernst ist doch schon das bloße Handaufheben Gottes.“ Seite 11: „Es ist merkwürdig, daß in diesen Tagen die Leute einander sich so viel Beruhigendes in Betreff des Kaisers Napoleon zusprechen. Hinter dieser Zusprache steckt eine Besorgniß, und sie ist nicht ungegründet. Wie Gott in alter Zeit den Nebukadnezar für Israel als Zuchtruthe gebraucht hat, erst gelinde, hernach sehr scharf: so hat er für die Christenheit Jahrhunderte lang die Türken gebraucht. Nachdem die Ruthe verbraucht und weggeworfen ist, gebraucht er seit schon geraumer Zeit die Franzosen. Sicher ist, daß es dem Herrn, wenn er weitere Gerichte über uns üben will, an einem

Werkzeuge nicht fehlen wird.“ Seite 14: „In dem Todtschießen und Todtschlagen, wie es im Kriege im Augenblick und ohne Bedenken geschieht, liegt eine furchtbare Offenbarung göttlicher Gerechtigkeit. Wollen Menschen die Achtung, mit welcher Gott sie geachtet hat, indem er sie nach Seinem Bilde geschaffen und die darnach gefallenen durch die Hingabe seines eingeborenen Sohnes wieder zu sich gebracht und vom Tode errettet hat, sich nicht gefallen lassen, dürfen sie sich dann wundern, wenn sie mit dem, was sie ihr Leben nennen, nichts geachtet werden, wie das im Kriege geschieht? Da verbirgt Gott sein Angesicht vor den Menschen, die ihn verlassen haben, da siehet er zu (man merkt ordentlich seine heimliche Schadenfreude!), wie es ihnen schließlich geht: ob sie todtgeschossen oder todtgeschlagen werden in der Schlacht, oder ob sie verwundet daliegend von den Rädern der Kanonen zermalmt oder von bestialischem Gefindel beraubt und verstümmelt werden oder in den Lazarethen von Fieber und Brand zu Tode gemartert werden oder ermattet an der Heerstraße vor Hunger oder Durst umkommen.“ Zu diesem Unsinn kommt noch eine Unsitlichkeit. Seite 17: „Während Einer beim Dienst seines Nichtgott anscheinend sich einer Behaglichkeit erfreut, siehets ein Anderer und möchte es auch so haben. Um das zu erreichen, betrügt, stiehlt und mordet er. Es sind ja bei uns neuerlich Mordthaten geschehen. Der erstere hat durch seinen Dienst des Nichtgott dem andern den Anstoß zu seinem Ver-

brechen gegeben, während er demselben durch entschiedene Nachfolge Jesu einen ganz andern Weg hätte weisen sollen. Der Nichtgott-Diener, welcher vor menschlichem Gericht kein Dieb oder Mörder ist, trägt die Schuld mit dem andern, der es ist;“ das heißt, wenn wir recht verstehen, wofür wir allerdings nicht Bürgschaft übernehmen, der wohlhabende Mann, welcher kein Dieb oder Mörder ist, trägt die Schuld, daß ein anderer zum Mörder wird, und so ist denn der Mörder eigentlich nur das unschuldige Werkzeug in der Hand des gereizten Gottes, so wie die Franzosen und Napoleon die ganz willenlose Zuchttruthe für Europa sind. So weit geht der blinde Eifer! — Aber was muß so ein Ebeling für ein Charakter sein, wenn wir aus seinem Gotte auf ihn schließen sollen! —

Da sich nun jeder Mensch in seiner Weise seinen Gott zurecht macht, so müßte es schon aus diesem Grunde viele Götter geben, aber es kann eine wirkliche Religion auch deswegen ohne eine Mehrheit von Göttern nicht fertig werden, weil durch diese allein wenigstens einigermaßen eine Lösung der Widersprüche möglich ist. Wir werden uns bemühen, zu zeigen, daß es niemals eine Religion mit einem einzigen Gotte gegeben hat.



5. Die Mehrheit der Götter.

Wenn wir bei unseren Betrachtungen über die Mehrheit der Götter auch eine kurze Besprechung der Lehren des Confucius (Kong-Fu-Tsü), des Chinesen, mit einschalten, so geschieht dies nur deswegen, weil er gewöhnlich als Religionslehrer aufgestellt und fast allgemein als solcher betrachtet wird. Daß dies nicht mit Recht geschieht, werden wir sogleich zeigen, nachdem wir uns über den Begriff Religion verständigt haben.

Ein Mensch ist religiös oder hat Religion, wenn er einen höheren und übermenschlichen Willen über sich anerkennt, von welchem er abhängig ist, auf dessen Güte er hofft, oder dessen Bosheit er fürchtet, und welchen er durch menschliche Mittel (Gebet, Opfer) zu seinen Gunsten bewegen zu können glaubt.

Wenn David Strauß*) es noch unentschieden läßt, ob er Religion habe, oder nicht, und sich eigent-

*) Der alte und der neue Glaube. S. 147.

lich mehr nach der religiösen Seite hin neigt, so ist er doch im Irrthum. Er kann nach seiner ganzen Darlegung sich nur abhängig fühlen von den Naturgesetzen. Da wäre es billig, Religion zu haben! Nein, er hat keine Religion, weil er keinen höheren persönlichen Willen über sich anerkennt.

Die Religion eines Stammes oder Volkes ist nun die Zusammenfassung der religiösen Vorstellungen der Mehrheit der einzelnen Stammesglieder zu einem gemeinsamen Lehrgebäude. Daß unsere Erklärung mit keiner der sehr vielen Erklärungen des Begriffes Religion übereinstimmt, ist nicht so schlimm. Alle jene Erklärungen sind immer von einer bestimmten Religion ausgehen. Eine Vergleichung der Religionen ist erst eine Aufgabe der Gegenwart und der Zukunft geworden, und aus einer solchen Vergleichung muß auch eine andere Begriffsbestimmung hervorgehen. Aus unserer Erklärung folgt unzweideutig, daß eine Religion ohne die Annahme eines oder mehrerer Götter gar nicht denkbar ist. Nun ist die

1. Lehre des Confucius aber von allen Göttern frei. Sein Gesetz enthält bloß Sittensprüche und Lebensregeln, unter denen sich kein einziger über die Verehrung der Götter vorfindet. Wenn seine Anhänger das Andenken ihres weisen Lehrers durch hohe Feste feiern, so machen sie ihn dadurch noch keineswegs zu einem Gotte, denn sie erwarten von ihm keine Hülfe und keine Strafe. Somit kann von einer Religion

des Confucius nicht die Rede sein. Er hat kein Wort über die Entstehung der Welt gesagt und nimmt die Dinge nur so, wie sie sind. So findet sich bei ihm die erste Spur der sogenannten Dreieinigkeit, welche aber hier nur aufzufassen ist als eine Dreitheilung, denn eines solchen Widerspruches, wie er in jenem Worte liegt, wäre der weise Confucius nicht fähig gewesen. Er sagt, die ganze Welt besteht aus dem Himmel, der Menschheit und der Erde, wobei der Mensch durch vernünftiges Maßhalten in der rechten Mitte Theil nimmt an der ruhigen Ordnung aller Dinge. Man hat ihm vorgeworfen, daß er den Himmel zu einer Art Gottheit erhebt. Wir lassen hier die wichtigsten Stellen über diesen Gegenstand folgen. Dieselben lauten im Lün=Jü:

a. Ich nicht um des Vergnügens willen; ich, um deine Kraft zu mehren; ich, um dein Leben zu erhalten, das du empfangen hast vom Himmel.

b. Wer einen guten Menschen verfolgt, führt Krieg gegen den Himmel; der Himmel schuf die Tugend und schützt sie; wer sie verfolgt, verfolgt den Himmel.

c. Die Augen der Menschen kannst du täuschen, aber den Himmel kannst du nimmer täuschen, seine Augen sind zu durchdringend und klar.

d. Wenig reden ist Sache des Weisen. Der Himmel spricht, aber was für eine Sprache braucht er, um den Menschen zu predigen? Seine Bewegung ist seine Sprache. Er bringt die Jahreszeiten zu ihrer Zeit, er

befruchtet die Erde, er macht sie fruchtbar: dieses Schweigen ist berecht.

e. Der Himmel kürzt das Leben der Menschen nicht ab, der Mensch thut es durch seine Schuld. Du kannst dich schützen gegen das Unglück, das vom Himmel kommt, du kannst aber nie dem entfliehen, das du dir selbst zuziehst durch eigene Schuld.

Wenn auch die drei ersten Sprüche geeignet sein möchten, Bedenken zu erregen, so läßt uns der vierte im Himmel schon das ruhig waltende Naturgesetz erkennen, und im fünften wird ihm jede übermenschliche oder göttliche Macht geradezu abgesprochen. Wo fände sich bei den wirklich religiösen Völkern irgend eine Stelle, welche den Sinn hätte: „Die Götter kürzen das Leben der Menschen nicht, du kannst dich schützen gegen das Unglück, welches die Götter senden!“ — Der Himmel hat also hier wohl überhaupt nur so viel zu bedeuten wie die ruhige Ordnung der Dinge oder das ewig waltende Naturgesetz. Ueberdies sind Stellen der Art, wie die fünf erwähnten, sehr selten, indem die von Confucius aufgezeichneten oder nach seinen mündlichen Aussprüchen gesammelten Schriften sonst nur Lebensregeln und Sittengesetze enthalten.

2. Die Lehren des Buddha verdienen den Namen einer Religion auch nur in sehr geringem Grade, indeß ist dies doch annähernd der Fall, und wir wollen daher seine Dogmatik in kurzem Umriss mittheilen.

Sobald eine Religion über die Entstehung ihrer

Götter hinaus ist und es versucht, sich ein Bild von dem Walten und Wirken derselben zu machen, pflegt die erste Frage die nach dem Ursprunge aller Dinge zu sein, oder wann und wie haben die Götter die Welt erschaffen? In dieser Beziehung ist Buddha's Lehre für das Dasein der Götter höchst bedenklich. Er erklärt nämlich, die Welt ist nicht erschaffen, sondern sie ist von Ewigkeit zu Ewigkeit. Er bringt für die Unendlichkeit der Verkettung von Ursache und Wirkung und für die Unmöglichkeit einer letzten und einzigen Grundursache, welche gar nicht zugleich Wirkung einer andern Ursache sein kann, eine Reihe von logischen Schlüssen, deren Folgerichtigkeit man nicht in Abrede stellen kann. Man könne zwar weder die Unendlichkeit der Welt nach Raum und Zeit, noch ihren Anfang aus einem zuvor unendlichen Nichts begreifen; dies liege aber bloß in der Gewöhnung von uns, nur endliche Dinge anzuschauen und sie uns vorzustellen. Nur ein Buddha könne die Unendlichkeit der Dinge und die Ewigkeit der Verkettung von Ursache und Wirkung begreifen. Es ist leicht einzusehen, daß eine solche Lehre den Begriff Gott, wie ihn die andern Religionen entwickeln, ganz ausschließt. Wenn Gott weder der Erschaffer, noch der Gestalter und Bildner der Dinge aus einem ewigen Chaos ist, wenn er die Welt nicht regiert und nicht die Herzen der Menschen lenkt, dann ist für ihn keine Stelle mehr in der Welt. Buddha mag dies sehr wohl empfunden haben, dessenungeachtet

ist er entweder nachgiebig gegen die Vorstellungen seiner Mitmenschen oder unbewußt ein Kind seiner Zeit gewesen. Kurz, er hat die Götter doch in seiner Welt unterzubringen gewußt, wie wir ersehen werden, wenn wir seine Weltordnung genauer betrachten.

Nach derselben bildet den Mittelpunkt und Grundstock einer Welt, deren es unzählige ähnliche andere giebt, der Berg Meru, der König unter den Bergen. Er hat die Gestalt einer abgestumpften Pyramide von ganz ungeheuerlichen Größenmaßen. Von seinen vier Seitenflächen besteht die eine aus Gold, die andere aus Krystall, die dritte aus Silber, die vierte aus Saphir. Das Meer, welches den Meru umspült, wird von einem Felsgürtel eingeschlossen, dieser wiederum von einem Meere, und so folgen in concentrischen Kreisen sieben Meere und sieben Felsgürtel. An der Außenseite des siebenten Felsringes beginnt das eigentliche Weltmeer, welches die Menschen kennen, und in diesem sind nach den vier Seiten des Meru die vier großen Weltheile angeordnet, deren eins wir bewohnen. Vom Meru an aufwärts erheben sich die Himmel, die zusammen mit der Erde die Welt des Gelüstes bilden. Darüber liegt die Welt der Formen und zuoberst die formlose Welt.

Die Welt des Gelüstes wird von beseelten Wesen bevölkert, deren es sechs Klassen giebt, nämlich die Götter, die Menschen, Asuras, Thiere, Pretas und Höllengeschöpfe. Die beiden ersten heißen die guten, die andern die schlimmen Wesen.

Es versteht sich von selbst, daß die Höllengeschöpfe die tiefsten Räume an den Wurzeln des Meru einnehmen, und die übrigen von da an aufwärts in den verschiedenen Stockwerken desselben wohnen. Gegen die Ueberschwänglichkeit der Phantasie, mit welcher die Inder ihre Höllenstrafen ausmalen, muß unsere nordische Vorstellungsweise sehr blaß erscheinen, und selbst die christliche Hölle ist nur ein glanzloses, schwaches Nachbild der indischen. Hier wohnen außer den schwersten Verbrechern vorzugsweise die Ungläubigen, d. h. solche, welche sagen, es sei kein Buddha, keine Seelenwanderung, keine Erlösung und weder Himmel noch Hölle. So schrecklich die Höllenstrafen sind, so liegt doch eine Milde rung darin, daß die Verdamnten nur auf Zeit von ihnen getroffen werden, denn auch aus der Hölle kann man wiedergeboren werden und nach unermesslichen Zeiten und unzähligen Wiedergeburten endlich zur Erlösung oder zur Nirvana gelangen. Nur einige Sekten halten an der Ewigkeit der Höllenstrafen fest, welche dann aber ausschließlich für die Ungläubigen sind, indem die übrigen Verbrecher erlösungsfähig bleiben.

Die zweite Klasse sind die Pretas, die Ungeheuer des Hungers. Ihr Reich soll etwas weniger schrecklich sein, als die Hölle; für unsere Begriffe ist es aber immer noch schlimm genug. Zu Gespenstern dieser Art verwandeln sich nach dem Tode alle die Narren, Unwissenden und Geizigen, welche aus Kargheit, Miß-

gunst oder neidischer Habsucht von Gabenspendung an die Geistlichen nichts wissen wollen.

Ueber die dritte Klasse, die Thiere, ist nichts zu bemerken.

Das vierte Reich der athmenden Wesen ist das der Asuras. Diese würden sich am besten mit den griechischen Titanen oder den nordischen Jötunen vergleichen lassen. Sie kämpfen täglich gegen die Götter, werden aber natürlich von ihnen zurück geschlagen. Dies geschieht wahrscheinlich, um ihnen die Langeweile des ewigen Einerlei der Glückseligkeit zu verkürzen.

Nach den Menschen, welche die fünfte Klasse bilden, folgen endlich die Götter. Diese sind nun eigentlich die aus dem Volksbewußtsein mit übernommenen alten arischen und indischen Gestalten. Sie sind in ganz angenehm eingerichteten Räumlichkeiten untergebracht und damit eigentlich beseitigt. Mögen sie zusehen, wie sie sich daselbst mit den neuen buddhistischen Heiligen vertragen, namentlich mit den Bodhisattvas oder den Aspiranten auf die künftige neue Buddhawürde, welche von dort aus das letzte mal als Menschen wieder geboren werden, um sodann zur Nirvana, d. h. zum gänzlichen Verschwinden in Nichts, dem Zustande der höchsten Seligkeit, einzugehen. Auch den Göttern ist dieses endliche Glück nicht vor-
enthalten, und sie konnten daher späterhin immer noch einmal auf den Aussterbeetat gesetzt werden. Angebetet wurden sie nicht; sie haben auch keinen Einfluß auf

die Gestaltung der Welt oder die Verhältnisse der Menschen, mit Ausnahme eines einzigen, des Mara, des Gottes der Liebe und des Verlangens, welcher die Pflicht hat, dann zuweilen auf die Erde niederzusteigen, wenn ein neuer Buddha wieder seine Pilgerfahrt beginnt, um ihn in Versuchung zu führen, aus welcher Anstrengung er aber jedesmal unverrichteter Sache wieder in den Himmel zurückkehrt.

Mit dem Himmel der Götter verlassen wir nun die Welt des Gelüstes und steigen auf in die Welt der Formen. Hier wird Alles viel feiner und erhabener. Die Gestalten haben alle Eigenschaften ihrer Wesenheit verloren und allein noch ihre Form behalten. Wir übergehen hier die Einzelheiten und erwähnen nur, daß der dritte Raum der der Tugend und der Reinheit ist. In diesem werden auch diejenigen wieder geboren, die, ohne Buddha und seine Lehre zu kennen, das Maß der Tugend und ihre Pflichten erfüllt haben. Wir sehen hierin ein Zugeständniß für Andersgläubige, wie es sich in anderen Religionen nicht allzuhäufig finden dürfte; aber nach der buddhistischen Ansicht giebt es auch nur eine Lehre, ein Gesetz, eine Offenbarung, welche für die jetzigen Geschlechter der Menschen der seiner Zeit richtig erschienene Buddha Sakjamuni in ihrer Reinheit wieder hergestellt hat. Die Glaubenssätze, Philosophien, Priesterlehren und Kultusformen aller Völker des Erdkreises sind folglich nur Ausflüsse,

mehr oder weniger dunkle Erinnerungen, Entstellungen und Entartungen des einen Buddhismus. Sämmtliche Religionen sind daher an sich und ursprünglich in ihm enthalten, wurzeln in ihm und sollen, von ihren Irrthümern und Auswüchsen gereinigt, wieder in ihn zurückkehren, so daß endlich eine Heerde und ein Hirte sein wird.

Hoch über der Welt der Formen erhebt sich schließlich die formlose Welt. Hier hört eigentlich Alles auf, hier ist die reine Nirvana. —

„Alles ist dauerlos,“ hatte Buddha beim Sterben gesagt; sollte die Welt in ihrem gegenwärtigen Bestande unveränderlich sein? — Die Buddhalehre verneint dies, denn das Rad der Weltummälzungen dreht sich fort und fort, und die Zeit vom Untergange einer Welt durch ihre Neugestaltung hindurch bis zur nächsten Zerstörung nennt man einen großen Kalpa. Die Dauer eines solchen ist immerhin ziemlich lang. Wenn man, so heißt es, einen soliden Felsen von sechszehn Meilen Höhe, Länge und Breite alle hundert Jahre einmal mit dem feinsten Gewebe von Benares flüchtig berührte, so würde durch diese Reibung derselbe eher auf die Größe eines Mangokernes zusammengeschwunden sein, als ein Kalpa verflossen wäre. Solche Kalpas folgen einander in ungezählter Reihe.

Bei diesen Vorstellungen von der Natur der Dinge, welche sich eigentlich nur der Form nach von dem Begriffe der Unendlichkeit unterscheiden, müssen nun wohl die Götter zu sehr bescheidenen Gestalten herabsinken.

Wer daran zweifeln wollte, dem würden wir noch zu erwägen geben, daß unter den zehn Geboten der Buddhisten zwar die Pflichten gegen uns selbst und gegen unsere Nächsten enthalten sind, daß aber von den Pflichten gegen die Götter gar keine Rede ist. Die heiligen Schriften lehren geradezu: „Der Archat, d. h. der durch Beschauung und Buße von Sünden gereinigte Mensch, verdient, von den Göttern angebetet, verehrt und begrüßt zu werden. Meine Macht ist groß, spricht Brahma, aber was vermag ich gegen einen Priester des Buddha!“ Auf Ceylon werden vom Priester vor jeder Predigt die Götter aufgefodert, zuzuhören, sich zu belehren und zu befehlen. In dieser Auffassungsweise steht unter allen Religionen der Buddhismus einzig in seiner Art da. Selbst der Buddha Satyamuni ist nur ein Mensch, nicht etwa die Verkörperung eines höheren Wesens; seine Weisheit und Hoheit verdankt er keiner Belehrung von oben her, seiner göttlichen Offenbarung, sondern lediglich seinem eigenen Streben, seiner Anstrengung, seinem Verdienste. Und da er, der erste von den Sterblichen, nach seinem Tode unmittelbar zur Nirvana eingegangen ist, so ist auch von ihm kein sogenannter Geist vorhanden, der etwa in höheren Regionen über uns schweben und auf unsere Verhältnisse einwirken könnte.*)

*) Als Quelle für Lehre und Leben des Buddha haben wir vorzugsweise das vortreffliche Buch von Carl Friedrich Röppen über die „Religion des Buddha“ benutzt.

3. Durch die Lehren des Confucius und des Buddha bekommt der historische Beweis vom Dasein der Götter (S. 38—40) einen argen Stoß; jedoch ist es nun Zeit, in die hohen Hallen der wirklichen Götter einzutreten, und hierzu eröffnet uns Zoroaster (in den heiligen Büchern Zarathustra, von den jetzigen Persern Zerduscht genannt), feierlich die Thür.

Man setzt die Geburt dieses großen Reformators der altpersischen Religion mit guter Sicherheit in das Jahr 510 a. C. Er fand die Gegensätze von Licht und Finsterniß als Verehrungsweisen schon vor, doch waren dies mehr Naturgewalten, welche den Menschen bei seiner Ackerarbeit unterstützten oder hinderten. Die Einwirkung auf das menschliche Gemüth und die Sittlichkeit schrieb ihnen erst Zoroaster zu, und so entstanden durch ihn aus seiner Lehre die beiden höchsten Götter Ormuzd und Ahriman, von denen jener herrscht im Reiche des Lichts und der Tugend, dieser im Reiche der Finsterniß und der Sünde. Allmächtig sind beide für die nächsten Jahrtausende nicht, weil sie sich vorläufig fortwährend und zwar ohne Sieg und Niederlage bekämpfen. Natürlich sind zu diesem Kampfe Heere nöthig und dies sind als Untergötter die guten und bösen Engel. Im Zend-Avesta, Carde 12 heißt es wörtlich: „Lobpreis dem Schutzwächter Mithra, den der große Ormuzd auf Abordj zum Mittler geschaffen. Dort auf dem Abordj ist weder dunkle Nacht, noch kalter Wind,

noch Hitze, noch Fäulniß, des Todes Frucht, noch Uebel, der Dew's Geschöpf; dort darf der Feind sich nicht erheben als herrschender Fürst, dort wandelt der große König Sonne, dieser über Alles gestellte Am-schaspand, des Friedens und des Lebens Quell, dort wandelt er für und für. Laß mich, der ich rein lebe in dieser Welt, gelangen zu Albordj!"

Hier haben wir also die guten Engel oder Am-schaspand's, unter denen Mithra, die zur göttlichen Person erhobene Sonne, mit besonderem Namen belegt ist, andere ihm nahe an Rang stehende sind Serosch und Nachnerasch; hier haben wir die bösen Engel oder Dew's, von denen an einer andern Stelle ein besonderer mit dem Namen Darubj belegt wird; hier haben wir endlich den Berg Albordj, auf welchem die Götter eben so häuslich eingerichtet sind, wie bei den Griechen auf dem Olymp und bei den Deutschen auf dem Brocksberg. Auch eine Hölle ist vorhanden, die mit dem Worte Duzakh bezeichnet wird. Die Seelen der Menschen sind nicht eigentlich unsterblich, sondern sie verharren in einem Zustande des Scheintodes bis zum Ende aller Dinge. Dann tritt eine allgemeine Auferstehung ein. Jede Seele wird die Leiber erkennen, und sie werden ausrufen: „Siehe, mein Vater, siehe meine Mutter, meine Brüder, Schwestern und Freunde!“ Wenn dann die Todten sich alle wieder gefunden haben, dann findet die Scheidung der Guten und Bösen statt. Die Guten

gehen in den Himmel, die Bösen in den Abgrund zu dreitägiger Qual. Die Erde wird in Flammen versetzt durch einen auf sie stürzenden Kometen, die Metalle werden in Strömen fließen, und das Feuer dieser glühenden Ströme wird die Läuterungsqual der zum Abgrund Verdamnten sein. Bei dieser Gelegenheit wird auch Ahriman mit allen seinen bösen Dew's besiegt, sie werden „ausgebrannt im Fluß geschmolzener Metalle, alles Faule und Unreine des Abgrundes wird darin aufgelöst und geläutert werden.“ Dieses ganze Ereigniß wird vollbracht in einem Zeitraum von drei Tagen, ist also gar nicht zu vergleichen mit der Ewigkeit der Höllenstrafen, mit denen in anderen Religionen die Ungläubigen bedroht sind. Hernach sind alle Verwirrungen und Mißverständnisse zwischen Ormuzd und Ahriman gelöst. Sie werden fortan brüderlich bei einander wohnen. Alles Unreine ist rein, alles Arge, Haß, Neid, Bosheit, Lüge ist Güte, Liebe, Wahrheit, alle Finsterniß ist Licht geworden, und von nun an wird Alles in der Welt sehr wunderbar und herrlich sein.

4. Der Lehre des Confucius und den Religionen des Buddha und des Zoroaster geht der Zeit nach die des Moses (um 1500 a. C.) natürlich bedeutend voran, indessen ließ sich dieselbe nicht gut aus ihrem natürlichen Zusammenhange mit dem Christenthum und dem Islam reißen und konnte deshalb ihre Stelle in unseren Betrachtungen erst später finden.

Während bei den erstgenannten Religionen der historische Boden ein ziemlich fester ist, wenn auch auf denselben manch ausländisches Gewächs der Phantasie und der orientalischen Poesie gepflanzt worden ist, so verläßt uns die geschichtliche Zuverlässigkeit bei Moses ganz und gar. Man bedenke nur, daß derselbe nichts aufgeschrieben hat, aus dem einfachen Grunde, weil er nicht schreiben konnte. Es ist ganz unzweifelhaft, daß Homer sechs Jahrhunderte später die Schreibkunst noch nicht kannte, und die Griechen sind in der That ein geistig sehr begabtes Volk und mit den Aegyptern von je her in Verkehr gewesen. Wollte man wirklich annehmen, daß Moses von diesen ein paar Hieroglyphen malen gelernt hätte, was aber im höchsten Grade zweifelhaft ist, so würde doch das nomadische Hirtenvolk der Israeliten zu dieser Kunst außer aller Beziehung gestanden haben. Demselben auf zwei Schiefertafeln die bei allen orientalischen Religionen vorkommende Zehnzahl der Gebote aufzuschreiben, wäre eben so lächerlich, als wenn unser Einer mit den Botofuden einen schriftlichen Kontrakt aufsetzen wollte. Uebrigens war Moses nie in Aegypten, wie Radenhausen auf das Unwiderleglichste bewiesen hat in seiner Schrift: „Die Bibel wider den Glauben.“ Wir fügen seinen aus der Bibel selbst entnommenen Gründen nur noch folgende hinzu. Der Weg von Asien nach Aegypten für große Menschenmassen und abgesehen von Karawanenzügen

geht entweder vom Euphratthale südlich von der syrischen Wüste mitten durch Arabien, es ist derjenige, welchen Rambyses wählte, oder von Palästina aus an der Meeresküste entlang bis Pelusium und von da in das Innere des Landes, auf dem Alexander d. G. gezogen ist. Die Kinder Israel hätten gerade durch die Wüste el Tih und zwar mit ihren zahlreichen Heerden wandern müssen, was auf eine Erstreckung von vierzig Meilen einfach unmöglich ist. Es ist uns nicht unbekannt, daß sie auf ihrem Zuge von Aegypten nach den gewöhnlichen Angaben von Suez aus an der westlichen Seite des gleichnamigen Meerbusens nach Süden gegangen sein sollen; aber daß sie von hier aus gar nicht das Meer gesehen haben sollten, scheint in der That mehr als wunderbar. Auch müßte Moses als landeskundiger Führer rein thöricht gewesen sein, wenn er in Zeiten großen Wassermangels nicht hinunter gestiegen wäre, um an den zahlreichen Küstenbächen Erquickung für Menschen und Vieh zu suchen. — Was hatten die Juden in Aegypten Ziegel zu brennen, wo man mit Bruchsteinen baute? — Wenn Wadenhausen aus den ganz unklaren und sich widersprechenden Angaben in den Büchern Mose das als Mizraim bezeichnete Land, welches immer mit Aegypten übersetzt wird, westlich vom todten Meere verlegen zu müssen glaub und von da aus die Reisepfade bezeichnet, so läßt sich diese Annahme mit dem Texte noch am leichtesten vereinigen, ohne jedoch alle

Widersprüche zu lösen. Indessen wird es immer eine verlorene Mühe bleiben, die Poesie Jahrhunderte alter und vielfach umgewandelter Märchen in den festen Harnisch geschichtlicher Thatfachen zu zwängen. Wenn noch ein Berg Djebel Musa (Berg des Moses) genannt wird, so stammt dieser Name ungefähr aus der Zeit der Kreuzzüge, so wie man jetzt auf des Dichters Rossegarten Veranlassung einen See auf Rügen Gerthasee nennt, der diesen Namen früher nie geführt hat.

Daß Moses seine Bücher nicht geschrieben haben kann, erkennt man auch daraus, daß er Gesetze und Maßregeln für die Könige giebt, an welche seiner Zeit noch kein Kind Israel denken konnte, und daß er seinen Tod und seine Bestattung beschreibt; auch ist gar nicht abzusehen, wann er bei seinem ruhelosen Leben Zeit zum Schreiben gefunden hätte. — Uebrigens sind die sämmtlichen Werke des Moses zum erstenmale herausgegeben im Jahre 624 a. C., also 900 Jahre nach ihrer vermeintlichen Abfassung. In dem besagten Jahre wurde nämlich unter König Josias einmal der Tempel ordentlich aufgeräumt, und da findet der Priester Hilkia plötzlich unter alten Scharteken die Schriften des Moses! Bei früheren Tempelreinigungen, von denen in den Geschichtsbüchern berichtet wird, hatte man keine Spur davon gefunden. Es ist nur merkwürdig, daß man die alte Sprache des Moses noch verstehen konnte, da bekanntlich, so lange das Menschengeschlecht besteht, noch nie eine und dieselbe

Sprache tausend Jahre alt geworden ist. Die Sache kommt ins Klare, wenn man annimmt, daß eine Anzahl damaliger Jehovahpriester zur Zeit des Königs Josias sich vereinigt hat, mosaische Schriften abzufassen. Für einen einzigen wäre nämlich die Arbeit zu groß gewesen, weil man damals nicht so schnell schrieb, wie heut zu Tage. Die Schriftsteller vereinigten sich zu einer Theilung der Arbeit und stellten Sagen, Märchen und historische Ueberlieferungen zusammen. Es hat nicht einmal eine einheitliche Redaktion statt gefunden, denn sonst könnten die Widersprüche nicht so zahlreich sein. Die Absicht dabei war, den Jehovahdienst wieder zu heben, es wurde deshalb der Göttername Jehovah den andern israelitischen Götternamen beigelegt oder er wurde auch geradezu an die Stelle derselben gesetzt, wo in den Ueberlieferungen ein anderer Name sich vorfand. Jehovah mußte dadurch an Höhe und Heiligkeit den andern Landesgöttern gegenüber gewinnen, und es war dies Verfahren keine schlechte Waffe gegen die Priester der andern Götter, wie z. B. des Baal, des Moloch, des El und anderer, gegen welche die Kämpfe bis dahin mit dem Schwerte und mit dem Stricke abgemacht worden waren.

Daß die Abfassung der dem Moses zugeschriebenen Schriften sehr spät erfolgt sein muß, beweist auch der Umstand, daß die übrigen älteren alttestamentlichen Schriften sich nie darauf beziehen oder Stellen daraus citiren, obgleich doch in denselben manche andere

verloren gegangene Schriften erwähnt werden z. B. das Buch der Kriege des Herrn (4. Mose 21, 14), das Buch der Frommen (Josua 10, 13; 2. Samuelis 1, 18), Jahrbücher des Königs David (1. Chronika 28, 24), drei Werke von Samuel, Nathan und Gad (1. Chronika 30, 29), Chronik des Königs Salomo (1. Könige 11, 41), Geschichtswerk von Samaja, Abia und Idbo (2. Chronika 9, 29; 12, 15; 13, 22), Geschichte des Jehu (2. Chronika 20, 34), Geschichte des Usia von Jesaia (2. Chronika 26, 22), Chronik des Manasse (2. Chronika 33, 18), Chronik des Reiches Israel und Juda (1. Könige 14, 19, 29). Die beiden ersten Citate im Mose und Josua beziehen sich auf Schriften, welche naturgemäß viele Jahrhunderte später abgefaßt sein müssen, als man das Leben der beiden Genannten setzt.

Die Zusammenstellung der nach Mose benannten Schriften muß aber doch ziemlich schnell und flüchtig geschehen sein, denn es sind die übrigen Landesgötter außer Jehovah gar nicht einmal alle beseitigt, sondern aus den Märgen und Ueberlieferungen hin und wieder ganz getrost mit aufgenommen. Aus der Seite 54, 55 angeführten Stelle geht hervor, daß der sonst sehr ausschließliche und durch Abweichung von ihm leicht zum Borne reizbare Jehovah ohne alle Eifersucht den Asafel neben sich duldet.

Außer dem Jehovah und dem Asafel finden wir an Götternamen noch Elohim, El, Saraf, Melech, Zur, Baal, Adonai, Zebaoth und mehrere Untergötter.

sowie die Namen der Engel Gabriel, Rafael, Michael, welche nebst anderen ihres Gleichen wenigstens zum großen Hofstaate der Götter gehören. Wenn alle diese Götternamen durch Gott und Herr übersetzt werden, so bleibt durch diese Fälschung freilich nur einer übrig. Wie sehr die Jehovahpriester der späteren Zeit darauf bedacht gewesen sind, bei den Abschriften die andern Götter durch ihren Jehovah zu ersetzen, sehen wir unter andern in der Geschichte Salomos (1 Könige 7), der entschieden ein Verehrer des Sonnengottes Adonai war, wie aus der Einrichtung des Tempels für den Sonnendienst erhellt, der ganz so hergestellt wurde, wie der Sonnendienst bei anderen semitischen Völkern oder bei den Aegyptern. Zeichen dessen sind das große Becken, das eiserne Meer, die zwölf Rinder, welche es trugen nach den vier Weltgegenden gerichtet und die Monate bedeuten, eben so die zehn erzenen Sonnenwagen mit ihren Resseln. Geschrieben steht überall: „Jehovah sprach,“ aber der Gottesdienst war doch für den Adonai eingerichtet. Sollte darüber noch ein Zweifel obwalten, so wird uns derselbe gelöst durch eine spätere Erzählung 2. Könige 23), nach welcher König Josias bei Wiederherstellung des Jehovahdienstes die Sonnenrosse fortschaffen, die Wagen verbrennen ließ und das alte Passahfest wieder einführte, welches „war nicht gehalten worden von der Richter Zeiten an, die Israel gerichtet haben.“ Es waren also nach seiner Ansicht Saul,

David, Salomo nicht rechtgläubig, sondern Keger gewesen.

Man sieht aus vielen Stellen des Alten Testaments, daß selten Könige, Priester und Volk, oder die verschiedenen Stämme des Volks einen und denselben Gott verehrten. Man war also an die Mehrheit der Götter gewöhnt, und daher kann es uns auch nicht wundern, daß die Kinder Israel, wenn sie von andern Völkern besiegt wurden, sofort deren Götter anbeteten, weil sich ja diese als mächtiger erwiesen hatten, wie ihre eigenen.

In späterer Zeit kam bei den Juden zu all ihren alten Göttern noch der Teufel hinzu. Man sagt wohl, sie haben denselben aus der babylonischen Gefangenschaft mitgebracht, wo sie ihn als Ahriman kennen lernten, indessen dürfte einer jeden Götterwelt der Teufel auf die Dauer unentbehrlich sein, er ist eben der entgegengesetzte Pol; und was das Bösesein anbetrifft, so waren die hebräischen Götter darin alle etwas stark, vornehmlich der alte Jehova, der zuweilen wirklich ein wahrer Gräuel von Bosheit war. Jedoch ist wahrscheinlicher, daß der Melech (Moloch) zum Bilde des Teufels gegessen haben dürfte, da derselbe auch mit den bekannten Hörnern dargestellt wird.

Als die Juden sich zerstreuten, blieb der Abdonai ihr einziger Gott, natürlich abgesehen vom nothwendigen Gegengotte, dem Teufel; denn er ist der einzige

in der Judenschaft der ganzen Welt, dessen Namen sie nennen und anrufen. Selbst wenn sie das Alte Testament in der Ursprache lesen, so sprechen sie diesen Namen aus, wo der Name eines andern Gottes geschrieben steht und begehen dadurch mündlich dieselbe Fälschung, welche ihre Vorfahren im Alterthume schriftlich zu Gunsten des Namens Jehovah begangen haben, indem sie immer Adonai lesen, mag geschrieben stehen, was da will.

Wir können an dieser Stelle eine Bemerkung nicht zurückhalten, welche sich ungerufen aufdrängt. Man hat früher wohl behauptet, daß kein Mensch je des Klopstock berühmte Messiasde ganz durchgelesen hat. — Wir stellen die bescheidene Frage, ob wohl einer von unseren höchst gelehrten Theologen jemals das ganze Alte Testament im Urtexte gelesen haben mag, wobei wir natürlich den Korrektor in der Druckerei ausnehmen, bei welchem sich dieses von selbst versteht. — Es ist kaum denkbar, daß sie gar nichts gemerkt haben sollten von dem wunderbaren Inhalt des ganzen. Man kann sich die Sache nur so erklären, daß man annimmt, sie wissen seit alten Zeiten nur von einzelnen Stellen, welche sie wie die Register einer Orgel mit einer großen durch Uebung erlangten Geschicklichkeit herausziehen, und die sie Sprüche nennen. Was darum und daran ist, bleibt ihnen verborgen. Diese Sprüche muß die Jugend auswendig lernen mit betrübtem Angesicht, und wenn man einen Jungen fragt, was

Religion ist, so wird er mit Ueberzeugungstreue diese naturwüchsige Definition geben: „Religion ist, wenn man auswendig lernen muß, was man nicht verstehen kann.“ — Ob wohl die hohe Geistlichkeit die deutsche Uebersetzung von Dr. Martin Luther ganz und mit Aufmerksamkeit durchliest? — Möglich ist es wohl. — Aber wie könnten sie denn den Kindern die Bibel mit solchem Eifer in die Hand drücken, welche wirklich haarsträubende Geschichten für das jugendliche Alter enthält, wenn sie aus eigener Erfahrung nicht wüßten, daß dies ohne alles Bedenken geschehen kann, weil sich doch niemand darüber hermachen wird, sie zu lesen. Wir, die wir gegen die Bibel auftreten müssen, kommen auch erst in unsern alten Tagen zu diesem keinesweges beneidenswerthen Genuße.

5. Nun also zu den Göttern des Christenthums! Jesus hatte für sich selbst nur zwei obere Götter, den Vater El und den Teufel. In Galiläa war nämlich damals gerade der El der Stammesgott, und daß er auch sein Privatgott war, können wir aus seinem Seufzer am Kreuze vermuthen, als er sagte: „Mein El, mein El, warum hast du mich verlassen?“ — Es ist dies zugleich der Anfang des 22. Psalms, jedoch würde er nicht gerade sich der Worte dieses Liedes bedienen haben, wenn er einem andern Gotte angehangen hätte. Daß die beiden Hauptgötter nach seiner Ansicht mit einem großen Hofstaat von guten und bösen Engeln versehen waren, hat er vielfach ausgesprochen:

„Meinst du, daß ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir zuschicke mehr denn zwölf Legionen Engel (Matthäi 26, 53.)?“ — „Da ward Jesus vom Geiste in die Wüste geführt, auf daß er vom Teufel versucht würde (Matthäi 4, 1.).“ — „Die Pharisäer sprachen: Er treibt die Teufel nicht anders aus, denn durch Beelzebub, der Teufel Obersten. Jesus antwortete: So denn ein Satan den andern austreibt, so muß er mit ihm selbst uneins sein. Wie mag denn sein Reich bestehen? So ich aber die Teufel durch Beelzebub austreibe, durch wen treiben sie eure Kinder aus (Matthäi 12, 24—27.)?“ — Daß die Lehre Christi mit dem Christenthum vielfach in Widerspruch steht, haben wir in unserm ersten Buche, der Lehre von den Menschenpflichten, genugsam dargethan. Hier ist nur noch hinzuzufügen, daß für das Christenthum, als es sich unter Nationen mit zahlreichen Göttern ausbreitete, die geringe Anzahl von zwei oberen Göttern nicht ausreichte. Es wurde deshalb im Concil zu Nicäa 325 noch Jesus und im Concil zu Konstantinopel 381 auch der heilige Geist zu einem oberen Gotte ernannt, so daß von diesem Jahre an die Zahl der ordentlichen Götter mit Einschluß des Teufels sich auf deren vier belief; denn die drei guten Götter als einen einzigen zu betrachten, wird man im Ernste dem menschlichen Verstande nicht zumuthen können. Die Geburt der Götter läßt sich aber doch nicht durch ein Concil verfügen, sie müssen im Bewußtsein der Men-

ſchen geboren und von ihrem Glauben großgezogen werden. So iſt es denn gekommen, daß der heilige Geiſt eigentlich nie eine recht ordentliche feſte und richtige göttliche Perſon geworden iſt, wogegen ſich eine andere in dieſen Himmel eingegliedert und mit großer Glorie breit gemacht hat, das iſt die Jungfrau Maria. Durch ihre Erhebung zur Göttin iſt ſicherlich einem tief gefühlten Bedürfniffe des menſchlichen Herzens Genüge geſchehen.

„Die Nonnen ſingen: O Chriſte, du Bräutigam ſüß und traut!
„Die Mönche ſeußen: Maria, o komm, du ſüße Braut!“

Die Apoſtel und die Heiligen mußten die Zahl der Untergötter, welche durch die guten und böſen Engel ſchon einen trefflichen Stamm hatte, noch ins Unermeßliche vermehren, ſo daß der chriſtliche Himmel an Göttern volkreicher wurde, als der heidniſche es je in der höchſten Blüthe der kläſſiſchen Zeit geweſen war.

Die ſehr nüchterne und höchſt proſaiſche Reformation räumte freilich ſchrecklich auf und vernichtete den größten Theil der ſchönen Göttermwelt mit der heiligen Jungfrau an der Spitze, doch behielt ſie die vier oberen Götter und die guten und böſen Engel bei. Seit Ende des vorigen Jahrhunderts iſt aber, wie oben erwähnt wurde, noch einer ſtilſchweigends und heimlich beſeitigt worden, das iſt der Teufel. Wie ſehr nun der liebe Gott die Stelle des verſchmachten Teufels vertreten muß, das haben wir zur

Genüge aus der oben erwähnten Schrift von Ebeling gesehen. Die betreffenden Herren müssen dessenungeachtet doch der Ueberzeugung sein, daß es ohne den Teufel durchaus nicht mehr länger geht, und sie suchen ihn durch Einführung neuer Gesangbücher zu frischem und fröhlichem Leben wieder auferstehen zu lassen; aber einen gestorbenen Gott wieder zu beleben, dazu gehören andere Mittel, als ein abgeschmacktes Gesangbuch. Der Teufel ist jedenfalls einer der ältesten unter den Göttern und hat manchen andern guten und hülfreichen Gott an Lebenszähigkeit überdauert; denn er stammt noch aus dem allerersten Thierdienste her, was man deutlich ersieht an seinem behaarten Körper, den Hörnern, dem Büschelschwanz, und dem Huf an dem einen Fuß. Wenn ein so lebensfähiger Gott, dem man sogar noch zur Zeit der Herenprozesse gegen anderthalb Millionen Menschenopfer gebracht hat, vom Schauplaze abtreten mußte, wo sollen da die übrigen Götter bleiben? — „Wenn das geschieht am grünen Holz, was soll am bürren werden?“ —

6. Der große Reformator, welcher gegen die Vielgötterei des Christenthums auftrat, war Mohammed. Er erklärte es für abgeschmackt, daß Gott Kinder zeugen sollte, und hielt Jesus für einen eben solchen Propheten, wie er selbst einer war. Den heiligen Geist erwähnt er nur an wenigen Stellen und zwar immer in diesem Zusammenhang (Sure 2, S. 29): „Dem Jesus, Sohn

Miriams, gaben wir Wunderkraft und rüsteten ihn aus mit dem heiligen Geiste.“ Ihn als Gott besonders zu beseitigen, hält er nicht für der Mühe werth, da er ihn wohl schon zu seiner Zeit als einen ordentlichen, lebensfähigen Gott nicht mehr vorfand. Die mohammedanischen Ausleger konnten sich unter dem heiligen Geiste gar nichts Faßbares vorstellen und erklärten, daß mit diesem Ausdruck der Engel Gabriel bezeichnet wäre.

Mohammed führte also die Zahl der oberen Götter, welche zu seiner Zeit mit Einschluß der Maria auf fünf angewachsen war, auf deren zwei zurück, den Allah und den Satan oder Teufel. Die unteren Götter läßt er in beliebiger Anzahl als gute und böse Engel bestehen. Von den ersteren nennt er dieselben Namen, welche auch im Alten und im Neuen Testamente vorkommen. Sogar den Umstand hat er mit dem Neuen Testamente gemein, daß er das Vorhandensein kriegsmäßig bewaffneter Engel annimmt, und zwar in noch entschiedenerer Weise, als dort; denn wenn Jesus bloß behauptet, er könnte seinen Vater um mehr denn zwölf Legionen Engel für den Kampf mit seinen Feinden bitten, so sagt Mohammed (Sure 3, S. 46): „Ist es euch nicht genug, wenn euch euer Herr mit dreitausend vom Himmel gesandter Engel verstärket? Wahrlich, wenn ihr Geduld zeigt und Gott fürchtet, so wird, wenn der Feind euch plötzlich überfällt, euer Herr euch mit fünftausend gezeichneten Engeln (d. h. Engeln

in Uniform) verstärken.“ — Im Uebrigen ist die Dogmatik des Koran viel klarer und einfacher, als die des Neuen Testaments, auch seine Moral ist viel milder: Eine Stelle von solcher Toleranz wie diese (Sure 2, S. 12): „Sie sagen zwar, nur Juden und Christen kommen ins Paradies; sage ihnen aber, bringet eure Beweise vor, wenn ihr wahrhaftig seid! Fürwahr, wer sein Angesicht zu Gott wendet und tugendhaft ist, der erhält Belohnung von seinem Herrn, und weder Furcht noch Trauer kommt über ihn“ findet sich in der That im ganzen Neuen Testamente nicht. Daß es hierbei auch Stellen giebt, welche die Ungläubigen verdammen, kann uns bei dem schon erwähnten Reichthum an Widersprüchen in den Offenbarungsschriften nicht wundern. Ein Hebel für die Sittlichkeit der Mohammedaner ist auch der, daß sie nicht als Sünder von Hause aus gebrandmarkt, sondern auf ihre Ehre hingewiesen werden. Der Erfolg ist denn auch der, daß sie im Handel und Verkehr viel rechtschaffener und ehrlicher sind, als die unter ihnen wohnenden Christen. Die starke Verbreitung des Mohammedanismus der christlichen Religion gegenüber ist wirklich in seiner größeren Tüchtigkeit zu suchen, denn in Bezug auf die Anwendung von Schwert und Gewalt haben sich beide Religionen nichts vorzuwerfen, auch für die Fortpflanzung und Erhaltung des Menschengeschlechts sind beide schädlich, die eine durch die Vielweiberei, die andere, indem sie

als eine besonders feine Tugend die Ehelosigkeit empfiehlt, welche an sich unsittlich (Menschenpflichten S. 152) und seitdem auch vielfach die Quelle unnatürlicher Sünden und Verbrechen geworden ist. Wir müssen hierbei noch bemerken, daß es nach den bestehenden Vereinsgesetzen eine Staatspflicht ist, die Klöster aufzuheben, da sie gemeinschädliche Zwecke verfolgen, denn die absichtliche und boshafte Ehelosigkeit ist entschieden gemeinschädlich, und kommt hierzu noch das Betteln, welches nur eine Form des Stehlens ist, so tritt wahrhaftig kein neuer Nutzen hinzu.

7. Waren nun schon alle geoffenbarte Religionen mit mehreren Göttern versehen, so wird dies um so mehr bei den Naturreligionen oder den sogenannten heidnischen der Fall sein. Hier hat keine Offenbarung gewirkt, hier ist alles urwüchsig wie im Volksliede oder in der Sage. Wer kann davon den Dichter nennen? Einer fängt an, der andere fügt hinzu, ein dritter fügt wieder hinzu und läßt Erfindungen seiner Vorgänger weg, weil sie nicht mehr zum Ganzen passen. So ist diese Art dichterischer Schöpfungen zu jeder Zeit anders und doch zu jeder Zeit ein Ganzes.

Ebenso ist es auch mit den Göttern. Sie sind ein Erzeugniß der Vereinigung der Menschen, also der Liebe, und eben deswegen schwebt um sie ein unsterblicher poetischer Hauch. Wenn nach durchgemachten Kämpfen mit dem Siege eines Stammes der Frieden

wieder eintrat, so gewährte die neue staatliche Ordnung Ruhe und Sicherheit, und andern Stämmen gegenüber Vermehrung der Macht. Hierdurch wurden einige Götter im Range erhöht, andere zurückgesetzt; aber auch in der Götterwelt stellte sich eine Ordnung zu einem harmonischen Ganzen her. Vereinigen sich mehrere Stämme zu Völkern, so vermehrt sich dadurch die Anzahl der Götter durchschnittlich nicht im Verhältniß der Größe der Vereinigung, weil oft Götter von so gleichartiger Beschaffenheit vorkommen, daß man aus mehreren wieder einen einzigen bilden kann. Die Geschichte der Mythologie ist für dies Verfahren nicht ohne zahlreiche Beispiele. Hierbei sind die Götter nicht feindlich gegen einander, weil es die vereinigten Stämme nicht sind, ganz im Gegensatz zu den geoffenbarten Göttern, welche immer etwas Schroffes, Feindseliges und Abstoßendes haben und einander durchaus nicht leiden können.

Wie freundlich man im klassischen Alterthume fremde Götter aufnahm, zeigt uns das Beispiel von Rom, wo es Tempel für altitalische, für griechische, für ägyptische Götter, ja selbst für ganz abstrakte Begriffe, wie Friede, Eintracht u. dgl. gab und natürlich auch Menschen, welche in allen diesen Tempeln opferten und Feste feierten. Wie friedlich die Götter bei einander wohnten, beweisen Aussprüche, wie diese: „Tretet ein, denn auch hier sind Götter,“ oder „Überall sind ja Götter.“ Wie weit entfernt ist alles dies von den

späteren Religionskriegen, den Verbrennungen der Ketzer und den Verfolgungen der Andersgläubigen, die bis auf den heutigen Tag dauern! Wahrlich man möchte sich nach den religiösen Zuständen des klassischen Alterthums zurücksehnen, wie nach einem verlorenen Paradiese, und man kann unserm Dichter Schiller seine Sehnsucht nach den „Göttern Griechenlands“ keineswegs verdenken. Nun werden zwar schreckliche Geschichten von den Christenverfolgungen zur Zeit der ersten römischen Kaiser erzählt, aber man bedenkt hierbei nicht, wie feindselig das Christenthum in die sociale und politische Ordnung des antiken Staatswesens eingriff, welches in den Christen seine schlimmsten Revolutionäre sah. Auch sind unsere Nachrichten, da sie durch die verfolgten Christen übertragen sind, zu deren Gunsten und zum Nachtheil ihrer Feinde stark gefärbt.

8. Um nichts unerledigt zu lassen, wollen wir auch noch der Götter der Philosophen mit wenigen Worten Erwähnung thun. Diese Leute behaupten alle ganz entschieden, nur einen Gott zu haben. Sie nennen ihn, wie wir schon oben erwähnt haben, Weltseele, Weltgeist, Urkraft, das höchste Gut, Gottheit, letzte Ursache, Vorsehung, Naturkraft, den großen Willen, das Absolute, das Unbewußte, den Aether u. dgl. mehr. Alles dieses sind abstrakte Begriffe, aber keine Personen, und die Persönlichkeit ist einmal das kennzeichnende Merkmal aller ordentlichen Götter. Zu

solchen abstrakten Begriffen kann man nicht Du sagen, und sie können zum Menschen in keiner Weise in freundliche oder feindliche Beziehung treten. Sie sind überhaupt gar keine Götter, und wer sie für solche ausgiebt, belügt sich und Andere. Sie sind die Erzeugnisse eines Mangels an richtiger Erkenntniß oder an entschiedenem Willen, und das Letztere ist noch mehr der Fall, als das Erstere. Man will nicht zu stark gegen den allgemeinen Aberglauben verstoßen, man will sich nicht die ganze Welt zu Feinden machen und erfindet deshalb einen Begriff, dessen Wortlaut ein solches Geklingel hat, daß man dabei möglicher Weise an irgend einen Gott denken kann, wenn man will, sonst kann man es auch bleiben lassen. Die Gottheit z. B. ist ungefähr zu derselben Zeit erfunden worden, zu welcher der Teufel meuchelmörderisch umgebracht wurde, wahrscheinlich, um den zweiten größeren Mord durch ein vorgestelltes Abstraktum unsichtbar zu machen. Niemals hat auch weder in alter noch in neuer Zeit irgend einer dieser abstrakten Begriffe bei der Bildung oder Gestaltung einer Religion irgend eine Rolle gespielt. Genau genommen ist jedes Philosophen Gott verschieden von dem des anderen, und es würde unendlich weit führen, wollte man alle diese Götter einer ausführlichen Untersuchung unterwerfen; wir können es uns aber nicht versagen, wenigstens zwei davon näher zu betrachten, und wählen dazu die allerjüngsten. Diese heißen das Unbewußte und

der Aether*). Die Art der Betrachtung würde sich auf die Uebrigen in entsprechender Weise ausdehnen lassen. Die Entstehung des Unbewußten als Gott ist folgende.

Es giebt im Thierreich sowohl wie im Pflanzenreich Handlungen, welche von dem betreffenden organischen Wesen auf das Beste und Zweckmäßigste vollbracht werden, ohne daß sie nachweisbar dabei von Erfahrung und Ueberlegung geleitet werden. Die Raupe z. B. spinnt sich mit großer Kunst ein, um ihren Puppenzustand gegen schädliche Einflüsse zu sichern. Der Schmetterling hat hernach Mühe, sich aus seinem Gefängnisse zu befreien, er macht aber dazu die zweckmäßigsten Bewegungen und erreicht seine Absicht mit unbedingter Sicherheit. Raupe und Schmetterling haben dies weder von anderen ihresgleichen gesehen, noch von ihren Eltern gelernt, welche bei ihrer Geburt längst todt waren; auch kann die Raupe auf keine ordentliche Art eine Vorstellung von ihrem künftigen Zustande als Puppe oder als Schmetterling gewinnen. Sie handelt also unbewußt, und gerade diese ihre unbewußten Handlungen erreichen mit den richtigsten Mitteln unfehlbar ihr Ziel. Sie erreichen dies mit viel größerer Sicherheit, als solches mit den bewußten Handlungen der Fall ist. Der junge Vogel hat im Neste seiner Mutter mehrere Wochen Zeit, über die

*) Siehe E. v. Hartmann, die Philosophie des Unbewußten, und Spiller, Gott im Lichte der Naturwissenschaften.

Stoffe und die Art des Baues die gründlichsten Studien zu machen, und doch verbauen sich Einzelne, d. h. sie legen ihre Nester so unzweckmäßig an, daß es dabei unmöglich wird, ihre Nachkommenschaft richtig und gesund aufzuziehen. — Der Zugvogel hat die beste Gelegenheit, den Sommer über Geographie zu studiren, da er von seiner Flughöhe aus Flächen wie halb Deutschland übersehen kann. Er weiß, von welcher Seite ihm immer die Wärme gekommen ist. Der Mangel an Nahrung und die Kälte zwingen ihn, jene Richtung aufzusuchen; und doch verfliegen sich Einzelne und müssen für ihre Dummheit elend untergehen. — Die Chamille läßt schon vor dem Regen ihre weißen Blumenblätter herabsinken, damit, wenn der Regen kommt, er leicht daran herabfließen kann, ohne ihr den Blüthenstaub zu verderben, welcher durch die Feuchtigkeit aufplazen und dadurch für die Befruchtung untauglich werden würde, und sie blüht ganz allein für den Zweck ihrer Befruchtung, in dessen Erfüllung ihre ganze Unsterblichkeit liegt. — Ein Rankengewächs hat sich bis zur höchsten Spitze eines Stabes emporgewunden. Jetzt ist seine Stütze zu Ende. Die Ranke streckt sich lang aus und beschreibt dabei einen Kreis als ob sie suchte, in ihrer Blindheit einen neuen Halt zu ertasten. Auch diese Mühe bleibt ohne Erfolg. Sie senkt sich herab zur Erde, geht ungewunden geradeaus an derselben fort mit immer suchend empor gehaltener Spitze, bis sie einen neuen Stecken findet, an

welchem sie sich nun in Licht und Luft emporranft. Weber bei der Chamille noch bei der Ranke ist auch nur die Möglichkeit des Erlernens, der Erfahrung, der Ueberlegung gegeben. Ihre Handlungen geschehen unbewußt und eben deshalb vollkommen zweckmäßig. Es ließen sich dergleichen Beispiele zu Tausenden häufen. Warum sollte man nicht auch die mit mathematischer Richtigkeit in dies Gebiet hinein streifenden Himmelsbewegungen mit hereinziehen können! Alle diese Bewegungen und Handlungen lassen sich durch einen gemeinschaftlichen Namen bezeichnen: Das Unbewußte. Warum auch nicht? Wenn das Wort „das Unbewußte“ diese Bedeutung noch nicht gehabt hat, so darf man ja wohl für eine neue Bedeutung ein neues Wort einführen oder einem alten Worte die bestimmte neue Bedeutung geben. Das Letztere ist hier geschehen, und sprachlich ist dies ganz gerechtfertigt. Nun ist nicht in Abrede zu stellen, daß das Reich des Unbewußten bis jetzt zu den von den Menschen unbegriffenen Dingen gehört, wie früher Blitz, Donner, Sturm u. dgl. Gehe ich nun so weit, das Unbegriffene für unbegreiflich zu erklären, so habe ich ohne Weiteres einen Gott in der Hand und derselbe heißt das Unbewußte.

Der Vater des Unbewußten hat aber noch eine zweite Quelle für seinen Gott, welche mit der ersten zusammenfließend denselben desto größer und stattlicher macht. Er behauptet nämlich in seiner Schrift Seite 423, daß, wenn man sich die Körper weit genug getheilt denkt,

man dann nothwendig auf die Atome kommen muß. — Warum theile ich nicht wirklich? Warum muß ich mir bloß getheilt denken? — Wenn ich mir denke,*) der Elephant ist eine Apfelsine, so kann ich deren einige, aber freilich nur in Gedanken, zum Frühstück essen, ohne mir den Magen zu überladen. — Wer einmal eine falsche Voraussetzung als wahr hingestellt hat, der kann daraus alles Mögliche und Unmögliche ableiten. Ein falscher Schluß zieht den andern herbei. Wenn mir einer auf die Frage, ob die Seele roth oder grün ist, zugiebt, sie sei grün, so mache ich mich anheischig, ihn Schluß für Schluß mit zwingender Nothwendigkeit zu überführen, daß der Nachtwächter

*) An dieser Stelle dürfte ein Gegner meiner Ansichten in der glücklichen Lage zu sein glauben, daß er mich mit der Zange des Widerspruchs kneifen könnte, indem er sagte: „So gut sich Hartmann die Welt als endlich und die Körper nur bis zu den Atomen theilbar denkt, eben so gut denkst du dir die Welt unendlich und den Stoff ins Unendliche theilbar. Ihr habt euch nichts vorzumerfen! Einer hat so viel Recht, wie der Andere.“ — Die Sache steht doch anders. Das Wort Denken ist ein wahres Unglückswort in der deutschen Sprache. Es hat zwischen dem „Sich grundlos etwas Einbilden“ und dem „Aus folgerichtigen Schlüssen herleiten“ alle möglichen Abstufungen der Bedeutung. Wenn es in dem Volksliede heißt: „Du denkst du bist die Schönste,“ so fällt hier das Denken mit der ersten Auffassung zusammen. Genau dasselbe ist der Fall bei den gedachten Atomen, für welche Hartmann nicht die entfernteste Spur von Begründung beigebracht hat. Daß der Begriff Denken in unseren früheren Ermittlungen die zweite Bedeutung hat, kann keinem aufmerksamen Leser entgangen sein. Zwischen Denken und Denken ist eben ein Unterschied.

eine Zwiebel ist. So geht's nun auch dem Herrn v. Hartmann. Weil er sich die Atome gedacht hat, so sind sie wirklich und unzweifelhaft vorhanden. Schließt er nun die Unendlichkeit beim Kleinen aus, so kann er sie auch beim Großen nicht anerkennen und sagt deshalb S. 428: „Das materielle Weltgebäude ist sowohl nach apriorischen Betrachtungen, als aus astronomischen Gründen unbedingt für endlich zu halten.“ Was dem Raum nach endlich ist, muß auch der Zeit nach endlich sein. Die Welt ist also eines schönen Tages des Morgens um 6 Uhr aus dem Nichts entstanden und wird auch später einmal in einer Woche Nachmittags wieder untergehen und in Nichts versinken. Vernunftgemäß bedarf es dazu eines Schöpfers und Erhalters, und solcher ist eben das All-Eine des Unbewußten. Die Schöpfung wird bezeichnet (S. 555) als der „erste Moment, wo das Unbewußte in Thätigkeit trat, als der Moment der ersten Segung und Veranlagung dieser Welt.“ „Vor der Entstehung der Welt war gar Nichts (S. 641), dereinst wird auch wiederum Nichts sein.“ „Das All-Einige Unbewußte (S. 640) ist, wenn die Welt einmal aufgehört hat, zu sein, genau dasselbe, was es vor der Erschaffung der Welt war;“ jedenfalls also auch Nichts, wiewohl sich der Verfasser darüber nicht klar und deutlich ausspricht.

Wenn also nach allem Diefen der besagte Philosoph seinen Gott aus zwei Quellen bezieht, aus dem Reiche

des Unbegreiflichen und aus der Endlichkeit der Welt, so muß ihm derselbe in strotzender Fülle entgegentreten. Man sieht hieraus, daß auch für späte Zukunft den Philosophen die Götter nicht ausgehen werden. Setzen wir nämlich den Fall, daß dies ganze Reich des Unbewußten durch weitere menschliche Forschung genau ermessen und klar gelegt wäre, so müßte aus diesem Bezirke die Gottheit weichen. Unterdessen wird aber der nie rastende Forschungstrieb wieder neue dunkle Gegenden entdeckt haben, welche er wieder mit neuen Göttern bevölkern kann, wenn er es für unmöglich hält, das Dunkel zu beleuchten. Mit zwingender Nothwendigkeit kann man keinen Menschen verhindern, das Unbegriffene für unbegreiflich zu halten, und daher liegen selbst in dem Forschungstriebe der Menschen die Reime für immer neue und neue Götter.

Es verlohnt sich noch der Mühe, den Charakter des All-Einen Unbewußten genauer zu untersuchen. Wir werden auch hier sehen, daß die Menschen, welche sich neue Götter machen, diese genau nach ihrem Bilde gestalten. Deshalb sind auch die Götter der Philosophen nie Nationalgötter geworden, sondern reine Privatgötter geblieben, wie die Fetische. — Das Unbewußte ist nun genau genommen nicht ein Gott, sondern ein Teufel; jedoch ist er nicht schlecht, wie der Gott Ebelings, sondern ein recht armer, unglücklicher Teufel, der in seiner Unbewußtheit die Welt so elend geschaffen hat, daß es ihm selbst darin nie hat wohl sein können,

und der erst von allen seinen Leiden erlöst sein wird, wenn die Welt wieder zu Nichts geworden ist, womit dann zugleich die Erlösung aller unglücklichen Geschöpfe erfolgen wird. — Die reine Nirvana des Buddha-thums! — Man vergleiche darüber folgende Stellen. S. 574: „Nur das kann ich mit Schopenhauer aus dem Elend des Daseins folgern, daß die Welterschöpfung ihren ersten Ursprung einem unvernünftigen Akte verdankt, d. h. einem solchen, bei welchem die Vernunft nicht mitgewirkt hat, also dem bloßen grundlosen Willen.“ S. 599: „Wenn die Liebe einmal als Uebel anerkannt ist, und doch als das Kleinere von zwei Uebeln gewählt werden muß, so lange der Trieb besteht, so fordert die Vernunft mit Nothwendigkeit ein Drittes, nämlich die Ausrottung des Triebes d. h. Verschneidung (Vergl. Matth. 19, 10—12).“ S. 632 zieht er das unzweifelhafte Resultat „daß gegenwärtig die Unlust nicht nur in der Welt im Allgemeinen überwiegt, sondern auch in jedem einzelnen Individuum selbst unter den denkbarsten günstigen Verhältnissen stehenden.“ S. 663: „Das Nichtsein der Welt ist ihrem Sein vorzuziehen.“ Von der Nothwendigkeit des Unterganges in Nichts als das Ziel aller Weltentwicklung handelt das Kapitel XIII S. 664—681. — Armer Hartmann! —

Da ist Spiller viel glücklicher. Ihr wißt nicht, sagt er, was das Unbewußte ist? Ich will euch den unbekannten Gott (Apostelgeschichte 17, 23) verkündigen.

Es ist der Aether. — Ganz natürlich, denn der Aether ist nicht nur unbegreiflich, sondern auch widersinnig, eignet sich also vortrefflich zu einem neuen Gotte. — Er faßt am Schlusse seines Werkes seine Glaubenslehre in folgende Worte zusammen (S. 119): „Gott ist eine nach dem Raume unendliche, nach der Zeit ewige stoffliche Substanz, nämlich der Weltäther. Er ist in der That die Weltseele, indem er seiner Natur nach die im Weltraume schwebenden Stoffatome nach bestimmten Gesetzen zu Körpern gestaltet, ihnen gesetzmäßige Bewegungen ertheilt, mit ihren Atomen zum Theil in so innige Wechselwirkung tritt, daß er sie nicht nur organisirt, sondern auch beseelt und sie dann, wenn auch für jedes Einzelwesen nur vorübergehend, befähigt, an dem Weltprozesse lebendig Theil zu nehmen. Unser Gott besitzt also wirklich die Eigenschaften, welche ihm in besseren Religionsbekenntnissen beigelegt werden: er ist ein Geist insofern er nicht ein Körper ist; er ist allgenwärtig, denn er nimmt den unendlichen Weltraum ein, er durchdringt alle Körper und umgiebt jedes Körperatom in dem unendlichen Weltraume; er ist allmächtig, denn kein Atom kann sich seiner Wirksamkeit entziehen; er ist der Schöpfer des Himmels und der Erde mit allen ihren Wesen; er hat also auch uns Menschen geschaffen und beseelt, denn er hat die Stoffe dazu organisirt und ist mit ihnen in lebendige Wechselwirkung getreten; er ist in diesem Sinne auch der Erhalter und Ernährer

seiner Geschöpfe; er regiert die ganze Welt mit sich gleichbleibender Kraft nach unveränderlichen Vernunftgesetzen von Ewigkeit zu Ewigkeit, weil er unendlich und ewig ist; er ist allweise, denn er wirkt nur nach strengen Vernunftgesetzen; er ist gerecht, weil er von diesen Gesetzen niemals abweicht und nur diejenigen bestraft, welche gegen die von ihm diktierten Vernunftgesetze handeln; er irrt niemals und ist daher allein unfehlbar, weil er ohne Selbstbewußtsein und ohne vorgesezten Zweck nur jene Vernunftgesetze zur Geltung bringt."

Von den Eigenschaften der Götter kommen ihm also die oben unter 1, 2, 3, 4, 5 und 8 bezeichneten zu, wiewohl ein gerechter Aether schon eine seltsame Gedankenverbindung ist; dagegen fehlen ihm die Eigenschaften 6, 7, 9 und 10, welche schon mehr eine Persönlichkeit des Gottes voraussetzen, und daß derselbe diese Eigenschaft nicht besitzt, ist deutlich genug ausgesprochen in den Worten: „ohne Selbstbewußtsein und ohne vorgesezten Zweck."

Lassen wir auch diesen Gott in Frieden ruhen. Er war todt, ehe er geboren wurde.

Schließlich wollen wir noch bemerken, daß wir zu dieser Art von Göttern auch den Schwerpunkt der endlichen Welt rechnen, den Klopstock in seinem Psalm (S. 10) verherrlicht. Er ist seine eigenste Erfindung, und man hat dieselbe gewiß manchen Tag für einen erhabenen Gedanken gehalten.

Aus allem Diefen erfehen wir nun, daß eine wirkliche und ordentliche Volksreligion durchaus mehrerer Götter bedarf. Es hat niemals ehrliche eingottgläubige Menschen gegeben. Sie glaubten an mehrere Götter oder an gar keinen.

6. Die Offenbarungspropheten.

1. Mit derselben Einschränkung, wie im vorigen Kapitel fangen wir auch das gegenwärtige mit Confucius an. Dieser stammt aus kaiserlichem Geschlechte und ist geboren im Jahre 551 a. C. Von ihm wird folgende Lebensgeschichte zusammengestellt*). „In der Stunde, da er geboren ward, ertönte, unbekannt woher, himmlische Musik, ein hehres Gestirn näherte sich der Erde, und zwei Drachen hielten an seiner Wiege Wache. Er zeigte schon in seiner ersten Kindheit ein ernstes, sinnendes Wesen, that viele Fragen im Tempel und widmete sich in seinem funfzehnten Jahre mit hohem Eifer den Wissenschaften. Im zwanzigsten Jahre nahm er sich ein Weib, ward Vater eines Sohnes, verließ aber dann Weib und Kind, um desto freier und ungehemmter sich dem Beruf seines Lebens zu widmen. Dieser Beruf aber war, sein unglückliches Volk, sein zerrüttetes Vaterland zu erheben, und zur

*) Vergleiche: Carl Scholl, die Messiasagen. Hamburg 1852 Seite 5.

alten Sitteneinfalt und damit zum entschwundenen Glück wieder zurückzuführen. Sein Hauptbestreben war daher darauf gerichtet, die Erinnerung an diese entschwundenen glücklicheren Zeiten in dem Herzen des Volkes wieder wach zu rufen, den Glanz der Vergangenheit ihm vor die Seele zu zaubern und den Entschluß in ihm dadurch zur Reife zu bringen, diese Zeit des allgemeinen Glücks wieder heraufzuführen zu helfen. Ein Prediger der alten reinen Sitte trat er unter sein Volk, nicht der Stifter einer neuen Religion, sondern nur der Wiederhersteller der alten, die es glücklich gemacht,“ indem er seine Anhänger ermahnte, „durch eigene sittliche Kraft das Gleichgewicht der Seele, das Glück und den Frieden des Reiches und der ganzen Natur aufrecht zu erhalten.“ Um in seiner Gesinnung kräftiger wirken zu können, begab er sich in den Staatsdienst und bekleidete mehrere hohe Stellen. „Als in seinem 35. Jahre in seiner Heimat Lu eine Empörung ausbrach, betheiligte er sich nicht daran, da die Führer derselben von der großartigen Reform, die er für die einzige Rettung seines Volkes hielt, nichts ahneten. Er verließ seine Heimat und kehrte erst nach Jahren wieder zurück. „Später wurde er sogar erster Staatsminister, doch aus diesem Wirkungskreise wurde er durch die Bosheit eines benachbarten Fürsten wieder verdrängt. Dieser mußte nämlich durch hingschickte Tänzerinnen an dem Hofe, wo Confucius war, allmählich einen so verderbten Geist einzuführen, daß

Confucius für sich keinen andern Weg sah, als den Hof zu verlassen. Er wanderte dann als Greis, lehrend und in Armuth, noch durch viele Provinzen und starb in seinem 73. Jahre. Zur Verbreitung seiner Lehre hinterließ er 3000 Jünger oder Schüler, von denen er zwölf als seine besonderen Boten oder Apostel auserlesen hatte. Als einzige Prophezeiung stellte er diese auf, daß am Ende der Tage der große Heilige im Westen erscheinen würde, welcher, wie angenommen wird, von einer Jungfrau geboren werden wird. Sein Name wird sein Wen=Yang, d. h. Friedefürst. Er wird das Werk auf Erden vollenden, welches Confucius angefangen hat. Daß Confucius selbst von einer Jungfrau geboren sei, konnten wir nicht ermitteln, doch war diese Art der Geburt die gewöhnliche bei den Stammv Vätern und alten Weisen der Chinesen. „Die Mutter des Stifters ihrer Monarchie, Fohi, mit Namen Hoa=Sü, empfing ihn ohne Zuthun eines Mannes durch einen Regenbogen. Die verehrteste solcher Jungfrauen ist ihnen aber Sching=Niu. Sie aß die Blüthe der Blume Lienphu, die sie auf ihren Kleidern am Ufer des Flusses gefunden hatte, indem sie sich badete. Davon ward sie mit ihrem heiligen Sohne schwanger, den sie auch an der Stelle der Empfängniß durch die Seite gebär. Ein armer Fischer erzog dann das Wunderkind. — Von der Mutter des Hoang=Ti heißt es, sie brachte Gebet und Opfer dar, daß der Ersehnte kommen möge, und

indem sie von diesem großen Gedanken erfüllt war, erhörte sie der Himmel, und in dem Augenblicke und auf der Stelle fühlte sie ihre Eingeweide erschüttert. So empfing sie den Hoang-Ti und gebar, da ihre Zeit gekommen, ihren Erstgeborenen wie ein zartes Lamm ohne Verletzung, ohne Anstrengung, ohne Schmerzen und ohne Befleckung. Die zärtliche Mutter gebar ihn in einer Hütte am Weg. Ochsen und Lämmer erwärmten ihn mit ihrem Hauche, die Vögel flogen nach dem Kinde hin, um es mit ihren Flügeln zu bedecken.“

2. Die Lebensgeschichte des Buddha ist uns durch die gründlichen Forschungen von C. F. Köppen gestaltenreicher, als die vorige geworden. Derselbe heißt ursprünglich Sakjamuni, indem Buddha ein Titel ist, welchen er später erwirbt. Wir werden ihn deshalb vorläufig mit seinem Namen bezeichnen, bis er seine Würde erlangt hat. Seine Geburt dürfte ungefähr gleichzeitig mit der des Confucius sein.

Dieser Sakjamuni hatte in unermesslichen, nicht in Gedanken faßbaren Zeiträumen in zahllosen früheren Geburten und Lebensläufen durch Werke der Buße, des Mitleids, der Aufopferung jeglicher Art unendliches Tugendverdienst aufgehäuft und dadurch Anspruch auf die Buddhawürde erworben. Deshalb wohnt er im vierten Götterhimmel, und da die Zeit seiner Erscheinung herannaht, so entschließt er sich auf Bitten der Götter, zur Erlösung der athmenden Wesen sein

letztes Erdenwallen anzutreten und den Schooß eines Weibes zu beziehen. Zu dem Ende hält er große Rundschau und findet, daß der König und die Königin von Kapilavastu, beide aus dem Geschlechte der Sakya, würdig sind, ihm Elternstelle zu vertreten. In Gestalt eines weißen Elephanten senkt er sich zur Erde herab und geht als fünffarbiger Lichtstrahl ein in seine Mutter Mahamaja, wird mithin auf unbesleckte Weise empfangen. Auch auf die Jungfrauschaft derselben wird namentlich von den Bekennern mongolischen Stammes großes Gewicht gelegt, obgleich sie verheiratet war. Wie ein Juwel im Schatzkästlein ruht das Kind in seiner Mutter, immer auf der rechten, reinen Seite. Seiner Geburt gehen große Zeichen und Wunder voran. Die Erde erbebt, Sonne, Mond und Sterne stehen still in ihrem Laufe, ein überirdisches Licht erglänzt, duftiger Himmelsthau träufelt hernieder, die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Tauben hören, die Kranken genesen. Die Königin gebiert ihr Kind durch die rechte Achselhöhle, das mit allen Zeichen der Vollkommenheit geschmückt ist. Eine Lotusblume keimt unter ihm und trägt den Knaben empor, er überschaut aus ihrem Kelche mit durchdringenden Blicken die Welt und ruft aus: „Ich bin der Erhabenste in der Welt, ich bin der Führer der Welt, dies ist meine letzte Geburt, ich werde der Geburt, dem Alter, der Krankheit und dem Tode ein Ziel setzen, ich werde den Versucher und eine Heerschaaren besiegen.“

Seine Mutter stirbt am siebenten Tage nach der Geburt und deren Schwester übernimmt die Pflege und Erziehung des Kindes. Es finden sich hierbei in den heiligen Büchern ausgedehnte Geschlechtsregister über die Ahnen des Sakyamuni, auf welche wir aber keinen Werth zu legen haben, da sie auch in sich selbst voll von Widersprüchen sind.

Nach diesem glorreichen Anfange schweigt die Geschichte über seine Jugendjahre fast gänzlich. Es wird nur kurz erwähnt, daß er sich vor seinen Gefährten im höchsten Grade ausgezeichnet, und daß er als Knabe einst bei einem Feste in Beschauung versinkt und zu den höchsten Stufen der Ekstase emporsteigt.

Die Erzählung tritt erst wieder mit größerer Umständlichkeit bei seiner Verheirathung ein. Wir übergehen die Ueberschwänglichkeiten derselben und erwähnen nur, daß er eine Reihe von Jahren den ehelichen Freuden und den weltlichen Genüssen lebte, es kommt aber die Zeit, wo diese ihm nicht mehr genügen. Der Vater, durch Weissagungen und Träume gewarnt, sucht ihn im Palaste und im Harem zurückzuhalten; doch einst bei einem Ausfluge in den Garten Lumbini sieht der Prinz einen Greis mit gebeugtem Körper, runzligem Gesichte, kahlem Haupte und zitternden Gliedern. Ergriffen von dem Anblick, fragt er seinen Wagenlenker, was das sei. Dieser erwiedert, es ist ein alter Mann. — „Ist es das Loos aller Kreaturen, zu altern, oder ist sein Aussehen ein Familienfehler?“

— Nein, es ist das Loos aller Kreaturen, zu altern.

— Traurig kehrt darauf der Königssohn nach Hause zurück. — „Was helfen mir Lust und Freuden, wenn auch ich dem Gesetze des Alterns unterworfen bin?“

— Bei einer zweiten Fahrt gewahrt er einen Kranken in unheilbarem Siechthum, vom Fieber geschüttelt, voller Ausatz und Geschwüre; auf einer dritten einen verwesenden, von Würmern zerfressenen Leichnam. Als ihm sein Begleiter darüber Aufschluß gegeben, ruft er aus: „O wenn doch Alter, Krankheit und Tod für immer gebunden wären! Ich will darauf finnen, wie man sich von ihnen befreit.“ — Bei dem vierten Ausfluge endlich begegnet ihm ein geistlicher Bettler in ernster, würdiger Haltung, dessen ganze Erscheinung innere Sammlung und Ruhe ausdrückt. Dieser Anblick bringt in ihm den Entschluß zur Reise, der Welt zu entsagen. Er war damals 29 Jahre alt. Noch an demselben Abend bittet er seinen Vater um Erlaubniß, den Palast zu verlassen und sich in die Einsamkeit zurückziehen zu dürfen. Der König verweigert es aber und giebt Befehl, ihn aufs Sorgfältigste zu hüten, alle Safha's halten Wache und besetzen sämtliche Ausgänge des Schlosses. Noch einmal besucht der Prinz die Frauen. Im Harem sind große Festlichkeiten angeordnet, Alles singt, spielt und tanzt, um ihn aufzuheitern und umzustimmen. Nach und nach entschlummern die Damen, als sie einsehen, daß ihr Bemühen vergeblich ist, und als er das schlafende Frauengemach überschaut, spricht er: „Ich bin

in Wahrheit auf einem Kirchhofe.“ Voll Entsetzen springt er auf, da erscheint ihm der Versuchter und bietet ihm die Herrschaft der Welt an, wenn er König werden und auf seinen Entschluß, das Bettlergewand anzulegen, verzichten wollte. Doch dies Anerbieten war seinen Ohren so widerwärtig, als wenn man dieselben mit einem glühenden Eisen durchstoßen hätte. Darauf befiehlt er seinem Diener, das Roß zu satteln, und verläßt mit ihm um Mitternacht das Haus. Hunderttausende von Göttern umringen ihn und führen ihn unter Fackelbeleuchtung in feierlicher Prozession sicher und ungesehen durch alle Wachen. — Himmlische Heerschaaren, unermesslicher Jubel in allen Welten, Blumenregen, Sphärenmusik, himmlisches Feuerwerk — alles da! — Er reitet die Nacht hindurch, übergiebt am Morgen seinen Schmuck dem Begleiter und sendet ihn sammt dem Rosse heim. Dann schneidet er sich das Haar ab und legt das gelbe Büßergewand an.

Sakyamuni widmete nun volle sechs Jahre den Studien, der Buße, der Selbstpeinigung und der stillen Betrachtung, ehe er zum Buddha gereift ist. Endlich wird er inne, daß diese Kasteiungen nicht zum Heile führen, daß sie werthlos, ja schädlich sind, daß sie den Geist nicht erhellen, sondern verdüstern. Er giebt sie daher auf und hat sie seinen Anhängern später entschieden untersagt. Er nimmt wieder Nahrung zu sich und gewinnt bald seine frühere Kraft und Schönheit wieder. So zu dem härtesten Kampfe gerüstet, wendet

er sich gen Gaja. Dort ist der Bobhimanda, der Thron der Weisheit unter dem Schatten des Bodhibaumes. Er setzt sich auf den Thron und gelobt, nicht eher wieder aufzustehen, als bis er Buddha geworden. — Hier erfolgt die Entscheidung.

Mara, der Gott der Liebe, der Sünde und des Todes, der Fürst dieser Welt, der ihn schon früher zu verlocken gesucht hat, sieht jetzt ein, daß Sakhamuni nahe daran ist, sein Ziel zu erreichen, und daß alsdann durch die beginnende Erlösung sein eigenes Reich, das Reich der Sinnlichkeit, entvölkert werden wird. Er beschließt daher, mit aller Macht ihn anzugreifen und zu vernichten. Er schlägt die große Kriegstrommel, und alsbald versammeln sich seine großen Heerschaaren in Gestalt von Löwen, Tigern, Pantheren, Schlangen, Riesen u. s. w., kurz eine Schlachtreihe, die sich mehrere Tagereisen weit ausdehnt. Der Mara selbst reitet einen 150 Meilen hohen Elephanten, hat 500 Häupter, 500 flammende Zungen und tausend Arme, von denen jeder eine andere furchtbare Waffe trägt. Als das Heer sich mit Donnergetöse dem Sakhamuni nähert, entfliehen vor Schreck alle Götter, die bisher beglückwünschend, lobsingend und anbetend ihn umschwebt haben.

Zuerst werden die Naturgewalten in Bewegung gesetzt: ein Sturm, der meilengroße Felsen vor sich her treibt, Blitze, Wolkenbrüche, Feuerregen und dgl.; doch sie vermögen nicht, ihm ein Haar zu krümmen, und er bleibt ruhig und unerschüttert, denn alle Ele-

mente betrachtet er nur als eine Täuschung, einen Traum, eine Wolke. Bei diesem Anblick stutzt das teuflische Heer, schreitet indeß zu neuem Angriffe. Sie schleudern Berge, groß wie der Meru, Lanzen, Pfeile, Wurfscheiben, Hämmer, Keulen, Baumstämme u. dgl., aber sobald diese den Büßer berühren, verwandeln sie sich in Blumengewinde, das Gift welches sie gegen ihn spritzen, wird zum Strahlenkranze für sein Haupt. Als der Versucher auch in einem Wortkampfe unterlegen ist, entflieht er mit seinem ganzen Gefolge.

Nun greift er zu seiner letzten gefährlichsten Waffe, er sendet seine Töchter. Sie entfalten vor dem Einsiedler alle ihre Reize und Künste und lassen kein Mittel der Verführung unversucht; doch vergebens. Er bleibt standhaft und spricht: „Die Begier kann nie gestillt werden, sie wächst wie der Durst, wenn man Salzwasser getrunken hat. Wenn ich euch ansehe, kommt ihr mir vor, wie eine Täuschung. Euer Leib ist gleich einer Wasserblase. Ich sehe ihn erfüllt von unreinen Stoffen und von Würmern zernagt.“ Genug, sie müssen unverrichteter Sache abziehen, und der Sieg ist gewonnen.

Jetzt ist die Stunde des Durchbruchs und der Befreiung gekommen. Dem Satyamuni geht das Licht der Erkenntniß auf, einer Erkenntniß, vor welcher Raum und Zeit und der Schein des Werdens und Daseins, des Entstehens und Vergehens mit ihren täuschenden Verwandlungen und Gebilden verschwinden.

Er erinnert sich seiner früheren Geburten, sowie derer aller athmenden Wesen. Er übersieht mit einem Blicke die unzähligen und unermesslichen Welten, er durchschaut endlich die Verkettung der aufeinander folgenden Ursachen des Daseins und der Verneinung. Mit dieser letzten Einsicht hat er die vollkommene Weisheit gewonnen; er ist Buddha geworden. In diesem Augenblicke gewahren alle Geschöpfe des Universums, daß er wahrhaft erschienen ist, sie dienen und huldigen ihm. Hunderttausend Zungen sind nicht im Stande, die Opfer aufzuzählen, welche ihm an diesem Tage gebracht, die Zeichen und Wunder zu beschreiben, welche in jenem Augenblicke geschehen sind. Die ersten Sterblichen aber, welche den Allerherrlichstvollendeten wirklich von Angesicht zu Angesicht geschaut und sich ihm mit ihren Gaben genahet haben, sind zwei Kaufleute aus dem fernen Morgenlande gewesen, die durch göttliche Führung den jüngst Verherrlichten suchten und fanden.

Jetzt beginnt er zu wandern und das Rad der Religionslehre zu drehen. Seine erste Predigt hält er im Gazellenholze bei Benares, und obwohl er in der Zunge der Magadha redet, so verstehen ihn doch alle Zuhörer, und jeder glaubt, die Sprache seines Landes zu vernehmen; denn es ist eine der Buddhakräfte, in Zungen zu reden. So zieht er nun mit dem Betteltopfe noch 45 Jahre im Gangesthale bettelnd, lehrend und Wunder thugend umher. Es ist unmöglich, von seinen Zügen und Erlebnissen in dieser Zeit ein an-

schauliches Bild zu erhalten. Anekdotenhaft reiht sich eins an das andere, und der Widersprüche sind in den betreffenden Erzählungen nicht wenige. Es genügt, aus dieser langen Zeit nur einige Züge hervorzuheben.

Da die Zahl seiner Jünger nach indischen Angaben bald ins Ugeheuerliche wächst, und da sie alle gleich ihrem Meister mit dem Bettlertopfe umhergehen, so mußte Sorge für ihren Unterhalt getragen werden, und Könige, Reiche und Große gründeten umfassende Gebäude, in welchen sie die beschaulichen Nichtsthuer aufnahmen. So entstanden denn die ersten Klöster. Lange weigerte sich Buddha, auch die Frauen in den geistlichen Stand eintreten zu lassen, und erst im 25. Jahre des Buddhathums entschloß er sich auf Zureden seiner Tante und seines Lieblingschülers Ananda, das erste Nonnenkloster zu gründen.

Und woher der große nicht zu leugnende Erfolg der Lehre des Buddha? — In einer neuen Moral konnte er nicht liegen, denn die Pflichtenlehre wird wohl in allen Religionen der Hauptsache nach nahezu dieselbe sein, weil sie etwas rein Menschliches ist. — Der Erfolg lag in der Lehre von der Erlösung. Wer gleich Buddha mit dem Bettlertopfe ging, wer Keuschheit gelobte und der Ehe entsagte, wer treulich seine zehn Gebote hielt, der konnte nach seinem Tode in Nirvana eingehen. —

Alle rüstigen Menschen, alle thatkräftigen Völker



lieben das Leben und sträuben sich gegen den Tod. Man kann sich kaum vorstellen, wie weit geistlicher und weltlicher Despotismus, wie weit die Sklaverei die Indier herabgewürdigt haben müssen, daß sie todesmüde den als Befreier begrüßten, der sie aus dem Jammerthale des Daseins erlöste und ihnen die reinste und unbedingteste Vernichtung als das Ziel aller Sehnsucht, aller Entbehrung und Entsagung hinstellte.

Dadurch daß alle Menschen zur Nirvana gelangen konnten, erhielt der Buddhismus sogleich einen breiten Boden, und wenn auch Könige schnell bereit waren, die neue Lehre anzunehmen, so geschah es wohl hauptsächlich, um sich von dem Drucke der geistlichen Hierarchie der Brahmanen zu befreien.

Aus der Zeit der Wanderjahre des Buddha ist nur noch eine Begebenheit hervorzuheben, welche in der heiligen Legende mit den herrlichsten Farben ausgemalt ist, das ist seine Himmelfahrt. — Um seiner Mutter Mahamaja das gute Gesetz zu verkündigen, begab er sich in den Himmel der 33 Götter, in welchem die Mutter nach ihrem Tode wiedergeboren war. Er verweilte lange daselbst und bereitete sie vor zur Nirvana. Unterdessen verging der König Prasadenaschit vor Schmerz und Sehnsucht nach dem Allgeliebten und bat den wunderthätigen Jünger desselben, ihm ein Bild des Allerherrlichstvollendeten zu verschaffen. Dieser versetzte sich ebenfalls auf übernatürliche Weise in den besagten Himmel und fertigte das Bild aus Sandel-

holz an, bei dessen Vollenbung ihm der Buddha noch hülfreiche Hand geleistet haben soll. Das Bild erschien nun auf der Erde, und der kranke König genas beim Anblicke desselben. Endlich kehrte auch der wahrhaft Erschienenene auf einer Himmelsleiter wieder zur Erde zurück, und siehe, das Bild ging dem Urbilde entgegen und empfing die Verheißung, daß es nach tausend Jahren den Nordländern unermessliches Heil bringen würde. Es wird als wunderthätiges Bild noch heut an mehreren Orten gezeigt und soll allen späteren Statuen und Bildnissen des Buddha als Modell gedient haben.

Nachdem nun Buddha in seinem achtzigsten Jahre noch einmal alle Lieblingsstätten aus seinen Wanderjahren besucht hat, erinnert ihn Mara daran, daß es Zeit sei, der Endlichkeit zu entschwinden. Hierauf verkündigt er den versammelten Jüngern, daß er nach drei Monaten in Nirvana eingehen werde. Er tröstet die Jammernden, ermahnt sie zu verdoppeltem Eifer und gebietet ihnen, wenn er nicht mehr sein werde, seine Gebote zu sammeln und aller Welt zu predigen. Dann bricht er, von seinen Jüngern Ananda und Aniruddha begleitet, auf, um sich nordwärts in das Land der Mallas zu begeben. Oftmals muß er vor Schmerz und Müdigkeit rasten, bis er endlich ganz erschöpft in die Nähe von Kusinagara gelangt, wo ihm Ananda in einem Haine von Salabäumen ein Lager bereitet. Hier nimmt er zum letzten Male Abschied

von seinen Jüngern und scheidet mit den Worten: „Alles ist dauerlos.“ Zeichen und Wunder begleiten natürlich seinen Tod. Die Erde erbebt, Meteore erscheinen, Sonne und Mond verlieren ihren Glanz, himmlische Trauermusik ertönt u. s. w.

Ananda verfügt sich nun nach der Stadt, um dem Herrn von Kusinagara Anweisung über das Leichenbegängniß zu geben. Sieben Tage dauern die Vorbereitungen, endlich entzündet sich der Holzstoß von selbst, indem die Flamme der Beschauung aus der Brust des Leichnams schlägt und den Scheiterhaufen ergreift. Die vom Feuer verschonten Knochenstückchen liegen wie Perlen in der Asche und verbreiten einen himmlischen Wohlgeruch. Sie wurden hernach vertheilt, und über die einzelnen Stückchen wurden großartige Denkmäler, sogenannte Stupas, errichtet. Hieraus entspann sich später eine Reliquienverehrung, welche an Ueberschwänglichkeit die des Abendlandes bei weitem übertrifft.

Auch von Buddha ist eine Weissagung vorhanden, nach welcher 5000 Jahre nach seinem Hinscheiden ein neuer Buddha mit Namen Maitreya erscheinen wird, den Sakjamuni schon bei seiner letzten Anwesenheit im Himmel als seinen Nachfolger gekrönt hat. Dieser ist also der Messias, welcher vom ganzen Buddhismus erwartet wird.

3. Zoroaster war gleich wie Buddha aus königlichem Geschlecht. Sein Vater hieß Paroschasp, seine

Mutter Dogbo, welche gleichfalls von Königen abstammte. „Dogbo*) hatte einst einen seltsamen Traum. Eine dunkle Wolke wie der Flügel eines Adlers umschattete ihr Auge. Aus der Wolke regnete es Tiger und Löwen, Wölfe, Rhinoceros und Schlangen, und das schrecklichste dieser Ungeheuer stürzte sich auf die Träumende und entriß ihr den Sohn, den sie unter dem Herzen trug. Dogbo schrie um Hülfe, der ihr entrißene Sohn aber rief seiner Mutter Muth zu, die Ungeheuer hätten keine Macht gegen ihn, er werde sie alle bezwingen. Das tröstete die Träumende, die Ungeheuer verschwanden und statt ihrer erschien ein strahlender Jüngling, in der einen Hand ein Lichtorn, glänzend wie Vollmondschein, in der andern ein Buch. Er gab der Mutter ihren Sohn wieder, blies sie an, und sie ward schwanger. Darauf sprach er ihr die ermuthigenden Worte zu: „Des Himmels König schüßt das Kind, — voll seiner Erwartung ist die Welt, — er ist Prophet Gottes an sein Volk, — sein Gesetz wird der Erde Freude bringen, — durch ihn soll Löwe und Lamm zusammen trinken, — fürchte nichts!“

Als Dogbo erwacht war, erzählte sie ihren Traum einem ehrwürdigen Greise, der in der Traum- und Geisterkunde erfahren war. Er fragte die Sterne und nach vier Tagen sprach er zu der Fragenden: „Ich

*) Scholl, Messiasagen. S. 58.

sehe, was noch kein Mensch gesehen hat. Du bist schwanger fünf Monate und dreiundzwanzig Tage, und wenn deine Zeit gekommen sein wird, sollst du einen Sohn gebären, den man nennen wird Gebenedeiter Zoroaster. Er soll ein neu Gesetz verkünden, und die Anhänger des alten werden deswegen seine Widersacher sein und gegen ihn streiten. Auch du wirst dadurch leiden, aber endlich siegen. Wer Zoroasters Wort glaubt, dem wird Gott das Paradies schenken, die Seele seiner Feinde aber wird in die Hölle müssen."

Dogbo fragte erstaunt, woher ihm diese Kunde käme. Der Greis sprach: „Aus den Sternen und den alten Büchern.“ Sie eilte jubelnd heim und erzählte alles ihrem Manne. — Nach neun Monaten ihrer Schwangerschaft gebar sie den Sohn. Sie hießen ihn Zoroaster d. h. Goldstern, Stern des Glanzes, des Glückes."

Die Magier, durch die Wunder seiner Geburt in Schrecken gesetzt, verfolgten ihn auf alle Weise und veranlaßten sogar den Fürsten, ihn zu tödten. Dieser befahl seinen Leuten, das Kind zu ergreifen und mit seinem eigenen Säbel zu durchhauen, dafür verdorrte ihm aber augenblicklich die Hand. Aus dieser und ähnlichen mehrfachen Gefahren wurde Zoroaster immer durch Ormuzd auf eine wunderbare Weise gerettet.

Als er dreißig Jahre alt war, hatte er zu Hause keine Ruhe mehr, es trieb ihn fort nach Iran. Er machte sich auf mit einigen der Seinigen, und als sie

an einen Fluß kamen, ging er mit ihnen trockenen Fußes hindurch. Weiter ging er bis ans kaspische Meer, kehrte dann um und stieg den Albordj hinauf, um in der Einsamkeit noch einmal darüber nachzudenken, wie er seinem Vaterlande helfen wollte. Es ist dies sein „Gang in den Himmel,“ sein „Befragen des Ormuzd“ oder seine „Unterredung mit ihm,“ wie die persischen Schriften es nennen. Dort wurde ihm das „lebendige Wort,“ nämlich die Zend-Avesta geoffenbart, und er erhielt den Auftrag, dasselbe dem Gustasp (Darius Hystaspis) vorzulesen und seinem Schutze zu empfehlen. Hierauf gaben ihm die Amshaspands, die himmlischen Geister, ihre Aufträge für die Erde, und Zoroaster stieg wieder vom Himmel auf die Erde. Als er hernieder kam, wollten sich die Zauberer und Magier ihm widersetzen, er aber jagte sie mit dem „lebendigen Wort“ in Angst und Schrecken. Ein Theil starb, der andere flehte um Gnade. Er war in seinem vierzigsten Jahre, zwanzig hatte im Ganzen seine Einsamkeit gedauert, davon hatte er zehn in seiner Vaterstadt, zehn im Himmel verlebt.

Durch mancherlei Wunder und nach vielen Kämpfen mit den Magiern gelang es ihm, seine Lehre beim Könige durchzusetzen, durch dessen Vermittlung die Lichtreligion dann in ganz Persien zur Staatsreligion erhoben wurde. Bei den nachherigen Eroberungszügen spielte die Absicht, die neue Lehre auszubreiten, eine nicht unwesentliche Rolle.

Zoroaster starb in Begleitung seines Königs auf einem Zuge gegen Turan im 77sten Jahre seines Lebens. Auch in seinen Schriften findet sich die Prophezeiung eines Vollenders seines Werkes am Ende der Tage. Die hierher gehörige Stelle im Zend-Avesta lautet in der 28sten Garde der Jeschts Sade's: „Lobpreis allen, die bis zum Siegeshelden Sosiosch in der Welt noch sterben werden. Wenn Sosiosch kommen wird, wird die ganze Welt glücklich und groß werden. Die Leiber der Welt werden rein sein. Er wird aus der Welt schaffen allen Schmerz, des Bösen Keim, und den Plager der Reinen zerschmettern.“ Dieser Sosiosch ist nach der Sage nicht Zoroaster selbst, sondern der dritte Sohn desselben.

4. Aus dem Leben des Moses, welches als vollständig bekannt vorausgesetzt wird, sollen hier nur diejenigen Thatfachen zusammengestellt werden, welche der Vergleichung wegen hervorgehoben werden müssen. Moses wurde zu einer Zeit geboren, als Pharao die Ermordung der hebräischen Knaben angeordnet hatte. Er wurde von einer Königstochter erzogen. Er hatte zur Vorbereitung auf sein Amt eine lange Unterredung mit Jehovah auf dem Berge Horeb am feurigen Busch. Er ging mit seinen Leuten trockenen Fußes durch das Schilfmeer. Er gab zehn Gebote. Er starb auf einem Berge einsam und wurde von Jehovah begraben, so daß niemand seine Grabstätte zu finden wußte. Schließlich hat er

den ersten Anstoß zu einer nachfolgenden langen Reihe von Prophezeihungen gegeben darüber, daß später ein Messias kommen würde, welcher die Aufgabe hätte, das hebräische Volk herrlich und groß zu machen. (5 Mose 18, 15.) Man hat diese Prophezeihungen auf den späteren Offenbarungspropheten Jesus bezogen, wobei der merkwürdige Umstand obwaltet, daß keine einzige derselben, wenn man sie bei hellem Lichte betrachtet, mit der wirklichen Erscheinung übereinstimmt. Natürlich nehmen wir die einzelnen wenigen aus, nach denen Theile seiner Lebensgeschichte nach seinem Tode erdichtet worden sind, und auch diesen wird von andern widersprochen. Wenn eine Prophezeiung etwa so lautete:

„Es wird in künftigen Tagen einmal in einer kleinen Provinzialstadt ein Zimmerman einen Sohn bekommen. Derselbe wird sich der Sekte der Essäer anschließen. In seinem dreißigsten Jahre wird er als Wanderlehrer auftreten, dabei wird er das mosaische Gesetz im Allgemeinen bestätigen, ihm jedoch einige kleine verschlechternde Abänderungen beibringen. Durch seinen Widerspruch gegen die jüdische Moral und Dogmatik wird er mit der obrigkeitlichen Gewalt in einen Konflikt gerathen, in Folge dessen er gekreuzigt werden wird. Er wird vorher seine Wiederkunft nach einem Menschenalter versprechen, welches Versprechen aber nicht in Erfüllung gehen wird. Er wird den Untergang des jüdischen Reiches in keiner Weise befördern



oder aufhalten, überhaupt wird seine ganze Erscheinung so unbedeutend sein, daß die große Masse der gleichzeitig mit ihm lebenden Menschen oder Völker gar nichts von ihm erfährt. Dagegen werden seine Anhänger nach seinem Tode seinen Ruhm und seine Thaten ins Unmögliche vergrößern und dadurch eine neue Religion stiften. Diese wird die ganze alte Kultur vernichten und mehr als ein Jahrtausend wüster Barbarei und roher Sittenlosigkeit herbeiführen, waraus sich das Menschengeschlecht erst spät und mühsam wieder befreien und erlösen wird.“ —

Ja, wenn so ungefähr eine Prophezeiung lautete, dann hätte die Sache Hand und Fuß, denn Alles paßte vortrefflich; aber wo findet sich auch nur ein einziges Wort im Alten Testament, das auch nur einer einzigen Zeile von diesem Prophezeiungsentwurfe ähnlich sähe? — Doch kehren wir nun zu Jesus selbst zurück und sehen zu, wie die dichtende Phantasie seine Erscheinung gestaltet hat, wobei wir uns natürlich aus demselben Grunde, wie bei Moses, etwas kurz fassen können.

5. Jesus wird, weil sein Pflegevater Joseph nach zwei von einander verschiedenen Geschlechtsregistern ein Abkömmling von David war, als Sohn Davids bezeichnet und soll eben deswegen aus königlichem Geschlechte stammen. Seine Mutter war bis zu seiner Geburt eine Jungfrau, obgleich sie verheiratet war, und durch die wunderbare Empfängniß derselben

war er Gottes Sohn. Bei seiner Geburt fanden Engelererscheinungen statt, und der Chor der himmlischen Heerschaaren stimmte einen Lobgesang an, auch kamen Weise aus dem Morgenlande, um ihn zu begrüßen. Seine erste Wiege war in einem Stalle zwischen Hausthieren. Aus einem allgemeinen Kindermorde wird er gerettet. Er begiebt sich in die Wüste und fastet. Er wird vom Teufel versucht. Er geht trockenen Fußes über das Wasser hin. Sein Tod wird von großartigen Naturerscheinungen begleitet. Endlich fährt er auf gen Himmel, hat aber vorher noch verheißt, daß er von dort wiederkommen wird, um sein Werk zu vollenden, und zwar nach so kurzer Zeit, daß von den ihn umgebenden Menschen noch eine gute Zahl am Leben sein wird.

6. Am 20. April des Jahres 571 unserer Zeitrechnung ward Mohammed geboren. Zwar stammte er nicht von Königen ab, weil es deren in Arabien nicht gab, aber wenigstens von dem fürstlichen Geschlechte der Kureischiten, obgleich seine Eltern sehr arm waren. Mohammeds Vater Abd Allah starb um die Zeit seiner Geburt. „Als seiner Mutter Amina's*) Zeit herannahte, wo sie gebären sollte, besuchten sie, wie sie selbst erzählt haben soll, die Gemahlin Pharaon's Asia, und Mariam, die Schwester Moses, mit einigen Huris, und reichten ihr einen Trank, der

*) Scholl, Messiasagen. S. 251.

ausfah wie Milch und süßer war als Honig. Als bald öffnete Gott ihr die Augen, und sie sah drei Fahnen aufgepflanzt, die eine im äußersten Osten der Erde, die andere im Westen, die dritte auf der Kaaba. Sobald aber Mohammed zur Welt kam, verbreitete sich ein Licht über die ganze Erde, daß sie die Schlösser von Damaskus hell beleuchtet sah, dann ließ sich eine weiße Wolke herab, welche Mohammed umhüllte, und eine Stimme rief: „Machet mit Mohammed den Kreis um die Welt und stellt ihn allen Engeln, Genien, Menschen und Thieren vor! Gebet ihm Adam's Gestalt, Seth's Wissenschaft, Noah's Tapferkeit, Abraham's Liebe (Gottes zu ihm), Ismael's Zunge, Isaak's Wohlgefallen, Saleh's Beredsamkeit, Lot's Weisheit, Jakob's Fröhlichkeit (bei Joseph's Wiederfinden), Moses Kraft, Hiob's Geduld, Jonas Unterwürfigkeit, Josua's Kriegskunst, David's Stimme, Daniel's Liebe (zu Gott), Ilias (eines der Ahnen Mohammed's) Ehrwürde, Johannes Festigkeit, Jesus Enthaltksamkeit!“ Darauf zog sich die Wolke wieder zurück, und Amina erblickte drei Männer, von denen der eine eine silberne Kanne, der andere ein smaragdenes Waschbecken und der dritte ein weißes seidenes Tuch in der Hand hielt, in welches ein Siegel eingewickelt war. Diese Männer wuschen Mohammed sieben mal und drückten ihm dann das Siegel des Prophetenthums auf den Rücken.“

Ähnliche Wunder ereigneten sich an vielen andern Orten. Ueber seine erste Kindheit wird noch Folgendes

berichtet. „In seinem dritten Monate konnte er schon stehen, im siebenten auf der Straße gehen, im achten sich verständlich machen, im neunten vollkommen richtig sprechen und im zehnten schon mit andern Knaben Pfeile werfen. Lag er in der Wiege und winkte dem Mond, so neigte sich dieser herunter,“ und solcherlei Geschichten gab es mehr. Die einzelnen Ereignisse seines Lebens werden sehr umständlich erzählt, und wir heben davon nur hervor, daß er nach dem Verluste seines mit seiner ersten Frau Chadidja erheirateten Vermögens durch unglückliche kaufmännische Geschäfte den Drang fühlte, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, um über religiöse Dinge nachzudenken. Er that dies theils allein, theils mit seiner Frau. Seine Zufluchtsstätte war eine Grotte des Berges Hara. Den heiligen Monat Ramadhan brachte er ganz darin zu.

In seinem vierzigsten Jahre begann er seine Thätigkeit als Prophet. „Gabriel der Engel erschien ihm, ein seidenes Tuch vorhaltend, auf welchem die erste Offenbarung geschrieben stand, die Mohammed als Gottes Wort verkündigen sollte. Schweißbedeckt und zerschlagen von diesem Gesichte und der darauf folgenden Ohnmacht kam er zu Chadidja, ließ sich von ihr zudecken und erzählte ihr, was er gesehen, noch immer ungewiß, ob nicht irgend ein böser Geist sein Spiel mit ihm treibe. Sie beruhigte ihn mit den Worten: „Sei froh, Gott wird dich nicht beschämen, du bist ja liebevoll gegen deine Verwandten, aufrichtig

in deinen Worten, scheust keine Beschwerde, um deinem Nächsten zu dienen, unterstützest die Armen, bewirtheft freundlich jeden Gast, und die Wahrheit findet stets bei dir einen Verfechter.“ Sie ging dann mit ihm zu Waraka und einem Mönch aus Ninive, und auch diese beruhigten ihn und suchten seinen Glauben an seinen göttlichen Beruf zu bestärken. Darauf erschien ihm der Engel wieder und sprach zu ihm: „Bei der Feder und dem, was damit aufgezeichnet wird, du bist durch die Huld deines Herrn nicht von Genien beseßten, sondern dir wird einst ein unaufhörlicher Lohn werden, denn dein Glaube ist erhaben.“ Und zum dritten Male erhielt er den Befehl in der Nacht, sich mit den Offenbarungen des Himmels zu beschäftigen und seinen Glauben weiter zu verbreiten.“

Sein Leben verfloß nun in den verschiedenartigsten kleinen und großen Kämpfen. Seine Anhänger wanderten Anfangs gen Westen nach Abyssinien aus, kehrten aber gegen Ende seines Lebens wieder zurück. Mehrfache Wunder werden von ihm berichtet, unter andern bewirtheete er zweimal eine große Menge Menschen mit einem kleinen Mundvorrath und behielt noch eben so viel übrig, als er Anfangs vertheilt hatte. Bemerkenswerth ist noch seine Himmelfahrt, über welche folgendermaßen berichtet wird. „Auf einer Reise von Taif nach Mekka erschienen ihm Genien, die ihm als Propheten ihre Huldigung darbrachten, und bald darauf sah er sich von einem geflügelten Roß, das nur Pro-

pheten zu tragen bestimmt ist, nach dem Tempel von Jerusalem, ja bis über den siebenten Himmel hinaus in die Nähe Gottes getragen, wo ihn Patriarchen und Propheten als Gottes geliebtesten Gesandten begrüßten, die Engel ihm den Vorzug einräumten und Gott selbst ihn für die Perle und den Schlußstein der Schöpfung erklärte.“

In Medina ernannte er zwölf Vorsteher. Gleich dem Moses und dem Zoroaster verbreitete er seine Lehre mit der Hülfe des Schwertes, wobei es ihm denn auch einmal passirte, daß er 700 Gefangene von dem Stamme der Beni Kureija in Medina auf öffentlichem Plage hinschlachten ließ. Natürlich vollbrachte er dergleichen Gräuelthaten wie Moses nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Allah's Befehl, den ihm der Engel Gabriel überbrachte. Er starb am 7. Juni 632 in den Armen seiner Lieblingsfrau Aischa in einem Alter von 61 Jahren, nachdem er ganz Arabien sich und seiner Lehre unterworfen hatte.

Auch Mohammed wird am Ende der Tage nicht selbst wieder kommen, sondern einer seiner Nachfolger oder Chalifen. Man nimmt nämlich nur zwölf ächte Chalifen an, unter denen Mohammed Muntaahir d. h. der Erwartete, oder Mehdi, der Sohn Huseins, der letzte war. „Er ging,“ so erzählt die Sage, „als er neun Jahre alt war, in das unterirdische Gemach des Hauses, um dort Kühlung zu suchen gegen die brennende Hitze. Seine Mutter sah

ihn hinunter gehen, aber der Knabe kam nicht wieder.“ Endlich aber am Ende der Zeit wird er bestimmt wieder kehren. Elias wird ihn begleiten, Jesus wird seiner Führer erster sein. Sie werden den Anti-Mohammed, den Degal oder Betrüger stürzen und tödten, in Messala oder Meda den Thron des Chalifen wieder errichten, und wenn das geschehen, und Alles vorbereitet ist, dann wird der große Tag der letzten Entscheidung kommen, das Weltgericht, und die gegenwärtige Welt wird untergehen, um eine neue zu gebären aus ihrem ewigen Schooße. Daß aber Mohammed, wenn er wieder kommt, in seinem großen Werke nicht aufgehalten sei, werden ihm von denen, die ihn erwarten, an verschiedenen Orten, besonders in der großen Moschee von Cusa, Pferde bereit gehalten, von denen eins immer gesattelt und gezäumt ist, und in dessen Sattel blitzende Waffen stecken. Auf diesen Pferden darf niemand sitzen, daß sie nicht entweiht werden; und in Cusa wird jedes Jahr ein Fest gefeiert, bei welchem das dortige Messiaspferd, von hellem Fackellicht umleuchtet, im Triumphzuge geführt wird.

7. Wenn wir diese sechs Offenbarungssagen mit einander vergleichen, so finden wir die merkwürdigsten Uebereinstimmungen. Confucius, Buddha, Zoroaster und Jesus stammen von Königen ab, Mohammed wenigstens vom höchsten Adelsgeschlechte, und weil bei Moses dergleichen gar nicht möglich war, so mußte ihn

wenigstens eine Königstochter erziehen. — Mit Ausnahme des Moses geschehen bei der Geburt aller Uebrigen Zeichen und Wunder im Himmel und auf Erden. — Jungfernfinder sind Buddha, Zoroaster, Jesus, obgleich ihre Mütter verheiratet waren, des Confucius einstiger Nachfolger wird von einer Jungfrau geboren werden, Moses hat eine jungfräuliche Pflegerin, und nur Mohammed geht in diesem Punkte ganz leer aus. — Nach der Geburt kommen Leute aus dem Morgenlande zu Buddha, Jesus und Mohammed. — Aus einem Kindermorde werden gerettet Moses, Zoroaster, Jesus. — Himmelfahrt haben durchgemacht Buddha, Zoroaster, Moses, Jesus und Mohammed. — Trodnenen Fußes sind durch oder über das Wasser gegangen Zoroaster, Moses, Jesus. — Zwölf Apostel haben gehabt Zoroaster, Jesus, Mohammed, und Moses hat sein Volk in zwölf Stämme getheilt. — Alle haben eine Zeit lang in der Einsamkeit zugebracht. — Vom Teufel versucht sind Buddha und Jesus, und Confucius mußte in diesem Punkte, da es ihm an einem Teufel gänzlich fehlte, mit Tänzerinnen vorlieb nehmen. — Alle werden durch einen späten Nachfolger am Ende der Tage vertreten werden, nur Jesus wollte persönlich wieder erscheinen und zwar während eine große Anzahl seiner Zeitgenossen noch lebte, eine Prophezeiung, welche im Verhältniß zu den übrigen Offenbarungspropheten wenigstens sehr unvorsichtig ist, eine Glaubwürdigkeit aber merkwürdiger Weise seit

beinahe zwei Jahrtausenden nicht wesentlich beeinträchtigt hat.

Bei den drei ersteren, Confucius, Buddha und Zoroaster ist eine Uebertragung durch Reisen oder Ueberlieferungen nicht wohl anzunehmen, da sie fast gleichzeitig lebten, ganz verschiedenen Völkern angehörten und nach damaligen Kommunikationsverhältnissen sehr weit von einander entfernt waren; und wenn das Märchen von Moses auch selbst hundert Jahre früher gedichtet worden wäre, als wir vorher nachgewiesen haben, so ist doch eine Uebertragung von einem so unbedeutenden Volke, wie die Juden waren, die an den Küsten des Mittelmeeres wohnten, bis nach Persien, Indien und China nicht wohl denkbar. Dagegen stimmt die Jesus-sage mit der des Buddha in so auffallenden Zügen überein, daß jene nur als eine nüchterne und verwässerte Nachbildung von dieser erscheint, was auch natürlich ist, da das indische Volk, herangebildet durch eine uralte, herrliche Poesie, viel phantasiereicher war, als das hebräische. Hier ist auch eine Uebertragung sehr wohl denkbar, da die Buddhagläubigen schon zur Zeit des beginnenden Christenthums eine ausgedehnte Mission betrieben. Bei Mohammed liegen die Uebertragungen sehr nahe, da es zu seiner Zeit schon vollständig zusammengestellte Alte und Neue Testamente gab.

Merkwürdig bleibt die Uebereinstimmung immer und sie ist nicht vollständig zu erklären. Auf noch ältere

Sagen, aus denen sie alle geschöpft haben sollten, kann man nicht zurückgehen, es müßten sich doch irgend welche Spuren davon finden. Man kann nur annehmen, daß die dichten Poesie für die Schilderung gleicher Zustände gleiche Formen erfindet. Auch Uebertragungen, wie die von Buddha auf Jesus, wären nicht möglich, wenn die empfangende Phantasie der gebenden nicht mit übereinstimmenden Vorstellungen entgegen käme.

7. Die sinnlose Phrase.

Wer kann es uns verdenken, daß wir, im Christenthum geboren, von seinen Sagen und Märchen in erster Kindheit geheimnißvoll erregt, von seinem unbegreiflichen Dunkel oft in ein seltsames Grauen versetzt, gerade auf diese unsere erste Jugenderinnerungen noch einmal insonderheit zurückkommen, denn, wenn wir uns auch auf den allgemein vergleichenden Standpunkt bei Untersuchung der Religionen gestellt haben, so wird doch niemand verkennen können, daß es das Christenthum war, von welchem alle unsere Betrachtungen ausgingen. Wir müssen allerdings jetzt von ihm Abschied nehmen, aber wer sich von seiner ersten Liebe ohne Schmerz trennen kann, der hat kein warmes menschliches Herz.

Wir haben in einer Reihe von Untersuchungen die Punkte dargelegt, in denen sich das Christenthum von den übrigen Religionen nicht wesentlich unterscheidet, einen müssen wir aber hervorheben, in welchem es ganz eigenthümlich und einzig in seiner Art dasteht, das ist die sinnlose Phrase, das heißt die Aufstellung von Sätzen und Aussprüchen, welche in sich logische

Widersprüche enthalten. Solche Ungereimtheiten haben wie Gespenster bis am hellen heutigen Tage ihr Wesen getrieben.

„Denn ein vollkommener Widerspruch
„Bleibt gleich geheimnißvoll für Kluge wie für Thoren.“

Wir finden diese sinnlose Phrase weder vor dem Christenthum noch außerhalb desselben, namentlich war das klassische Alterthum ganz frei davon, weshalb uns dessen Schriftwesen in seiner vollen Klarheit noch heut so freundlich zum Gemüthe, so deutlich zum Verstande spricht und durch seinen Gegensatz seit manchem Jahrhundert eine sehr wohlthätige Einwirkung auf die Entwicklung des menschlichen Geistes ausgeübt hat. Es hat aber doch bis heute nicht vermocht, den kolossalen Felsen der sinnlosen Phrase zu zerbrechen, denn unsere Anschauungsweise und unser Christenthum ist fest auf diesem antediluvianischen Steine des Anstoßes aufgebaut.

Wir wollen von dem Unsinn der Dreieinigkeit ganz schweigen, weil sich von ihm in anderen Religionen auch Spuren vorfinden, wenn auch dort die Bedeutung sich noch weit eher rechtfertigen läßt. Das Fundament des Christenthums ist, daß Jesus der Versöhner und der Erlöser ist.

Mit der Versöhnung hat es diese Bewandniß. Nach der Lehre des Christenthums hat Gott im Widersprüche mit dem Alten Testamente (1. Mose 6, 2 und 4.) nur einen einzigen Sohn gehabt, wird auch nie

wieder einen bekommen. Diesen hat er für das Heil der Menschheit zu einem letzten und höchsten Zwecke bestimmt. Die Menschen waren nämlich ganz schlecht und ruchlos geworden und in Sünden versunken, so daß er ernstlich böse auf sie war. Er hatte ihnen, d. h. den Juden, welche die Menschheit repräsentirten, schon einen Propheten über den anderen geschickt. Alles hatte nichts geholfen. Er hatte durch den vergeblichen Versuch zur Zeit des Noah die bittere Erfahrung gemacht, daß eine gänzliche Ausrottung bis auf ein paar Stammhalter auch zu dem erwünschten Ergebnis nicht führte. Anders mußte er es nun machen, wenn es in der Welt besser werden sollte. Da zeugte er mit einer Jungfrau, einem schönen Judenmädchen, seinen einen und einzigen Sohn, auf den er alle Liebe häufte, den er sogar mit einem wesentlichen Theile seiner Allmacht beschenkte, um ihn durch dies Kennzeichen vor den Menschen zu beglaubigen. Der Sohn wuchs zur Freude seines Vaters heran, es war sein lieber Sohn, an dem er Wohlgefallen hatte. Dann wurde er ein Lehrer des Volks und gab sich alle mögliche Mühe, dasselbe von seinen Sünden zu heilen. — Alles vergebens! — Man faßte ihn und ermordete ihn. — — Aber nun war Gott mit der sündigen Welt versöhnt! Nun war Alles wieder gut! Nun liebt er die Menschen zärtlich und vergiebt ihnen alle ihre Sünden! — Kann es etwas Ungereimteres geben? — Schwerlich! — Jesus selbst hat auch keinesweges an diese Art der

Versöhnung geglaubt, und man muß ihn von dieser sinnlosen Phrase frei sprechen, denn in dem Gleichniß vom Weinbergseigenthümer (Matthäi 21, 33—41.), in welchem die Weingärtner schließlich den eigenen Sohn ihres Herrn ermorden, heißt es hinterdrein, daß der Herr die Weingärtner übel umbringen und den Weinberg an andere Weingärtner austhun wird, die ihm die Früchte zur rechten Zeit geben werden.

Was nun die Erlösung betrifft, so wird gelehrt, Jesus habe uns erlöst von der Sünde, vom Tode und von der Gewalt des Teufels.

Hätte er die Menschen von der Sünde erlöst, so müßten dieselben durch das Christenthum wesentlich besser geworden sein. Davon steht aber nichts geschrieben. Schon die ersten Apostel haben nicht viel von ihrer eigenen Tugend gehalten, wenn Paulus (Römer 7, 18. 19.) sagt: „Ich weiß, daß in mir, das ist in meinem Fleische, wohnet nichts Gutes. Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen das Gute finde ich nicht, denn das Gute, das ich will, das thue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das thue ich.“ Wie wenig aber die Apostel von der Erlösung von der Sünde in ihren neu gestifteten Gemeinden überzeugt waren, geht daraus hervor, daß sie nicht aufhören können, sie zu ermahnen, sie sollten doch nicht gar so schlecht sein. „Woher kommt Streit und Krieg unter euch? Kommt es nicht aus euren Wollüsten, die da streiten in euern Gliedern? Ihr seid begierig und er-

langet es damit nicht, ihr hasset und neidet und gewinnet damit nichts, ihr streitet und krieget, ihr habt nicht, weil ihr nicht bittet. Ihr bittet und krieget nicht, weil ihr übel bittet, nämlich dahin, daß ihr es mit euren Wollüsten verzehret. Ihr Ehebrecher und Ehebrecherinnen, wisset ihr nicht, daß der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist (Jakobi 4.)?“ Von solchen und ähnlichen Stellen sind nur sehr wenige Briefe frei. — Was sollen wir von den durch das Christenthum herbeigeführten Jahrhunderten der Barbarei sagen? Waren nicht alle Bande gelöst? Lebten nicht die Menschen wie die wilden Thiere? Erschlug und beraubte nicht der Mächtigere straflos den Schwächeren? Verbrannte man nicht Heren und Andersgläubige? — Können die Christen durch endliche staatliche Gleichstellung den Juden all das gebrannte Herzeleid wieder gut machen, was sie ihnen seit beinahe zwei Jahrtausenden angethan haben? — Ein Hauptumstand, der ganz und gar gegen die Erlösung von der Sünde spricht, ist noch der, daß Jesus Sünden erfunden hat, die sonst in aller Welt keine sind, und die man begehen muß, wenn man nicht mit der gesellschaftlichen Ordnung oder mit der „von Gott verordneten“ Obrigkeit in Widerspruch gerathen will. Solche Sünden sind z. B. das Heiraten, das Schwören, das Erwerben von Hab und Gut und das Widerstand leisten gegen das Unrecht. — Also, wer die Zahl unserer Sünden unnützer und widersinniger Weise vermehrt, der ist unser Erlöser von der Sünde! —

Jesus hat uns auch vom Tode erlöst. — Die Leute damaliger Zeit müssen wohl überhaupt nicht recht gewußt haben, was sie unter Tod verstehen sollten. „Wir sind mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod (Römer 6, 4).“ Dann sind wir gewiß nicht durch die Annahme des Christenthums vom Tode erlöst. — „Ach, ihr versteht uns absichtlich falsch,“ wird uns entgegnet, „wir sind vom geistigen Tode erlöst.“ — Ja, hier hört aber alle Vernunft auf. Man kann wohl sagen: „Dieser Bildhauer ist todt für die Musik,“ oder: „Jene seltene und seltsame Spröde ist todt für die Liebe.“ Hier ist das Wort „todt“ schon in sehr übertragener Bedeutung genommen, und in dieser Bedeutung würde man möglicher Weise einen Blödsinnigen für geistig todt erklären können. Aber wie kann denn derselbe Jesus uns von diesem geistigen Tode erlösen wollen, welcher die Blödsinnigen selbst glücklich preist, indem er sagt (Matthäi 5, 3.): „Selig sind, die da geistig arm sind, denn das Himmelreich ist ihr“!

Mit der Erlösung vom geistigen Tode kommen wir nicht durch, denn dies ist nach allen Richtungen eine sinnlose Phrase. — Vielleicht hat er uns dadurch vom Tode erlöst, daß er uns durch den Glauben an ihn unsterblich macht. Nun sind aber vor Jesus nach seinen eigenen Aussprüchen erweislich schon Abraham und andere Stammväter unsterblich gewesen. Die Nichtchristen haben eine andere menschliche Natur, denn

diese sind vollkommen sterblich, und wer nach einer Zeit des wahren Glaubens durch reiferes Nachdenken vom Christenthum abfällt, ändert dadurch seine Natur gänzlich; indem er nun sterblich wird, nachdem er zuvor unsterblich war. — Gut für ihn, denn er braucht nun wenigstens nach dem Tode nicht an den Ort der ewigen Höllequal zu wandern. — Wenn wir auch diese Art der Erlösung vom Tode nicht verstehen, so müssen wir uns damit trösten, daß Jesus selbst sagt (Matthäi 11, 26.): „Ich preise dich, Vater und Herr des Himmels und der Erde, daß du solches den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen geoffenbaret.“

Zum Dritten hat uns Jesus erlöst von der Gewalt des Teufels. — Wenn der Teufel wirklich der Verführer und der Versucher zum Bösen ist, so mag es wohl sein, daß uns Jesus dadurch von ihm erlöst hat, daß er Gott selbst veranlaßt hat, diese Hauptrolle des Teufels zu übernehmen, sonst würde er uns nicht befehlen, zu Gott zu beten: „Führe uns nicht in Versuchung!“ — Doch kann dies wohl nicht im Ernste gemeint sein, denn durch die Apostel, Heiligen- und Kirchengeschichte ist erwiesen, daß der Teufel nie mehr und höhere Gewalt gehabt hat, selbst bei den Persern nicht, als die, welche er durch das Christenthum erlangt hat. Hier geht er mit ganz ungebrochener Macht umher, „wie ein brüllender Löwe und suchet, wen er verschlinge,“ obgleich ihm Büßton bei einem Besuche, den er diesem Naturforscher machte, auf das Klarste bewiesen hat,

daß er nach allen naturgeschichtlichen Merkmalen ein Wiederkäufer oder wenigstens ein Grassfresser, also für den Genuß von Menschenfleisch gar nicht organisirt ist. — Kann die Macht des Teufels größer sein, als in einer Religion, in welcher ihm durch Hexen- und Rehergerichte mehr als anderthalb Millionen Menschenopfer dargebracht sind? — Wer uns von der Gewalt des Teufels erlöst hat, ist also jedenfalls Jesus nicht, denn durch ihn ist derselbe erst groß geworden auf Erden. Vernunft und Wissenschaft haben uns vor etwa zwei Menschenaltern von ihm erlöst, aber man siehet, daß die Geißlichkeit als wahre Vertreterin des Christenthums nicht mehr ohne ihn fertig werden kann, und sie sucht ihn durch die Einführung neuer Gesangbücher wieder mächtig und groß zu machen.

Man könnte hier einwenden, die sinnlose Phrase sei erst von den Nachfolgern Jesu erfunden worden, er selber sei unschuldig daran. — O nein! Die Jünger haben nur von ihrem Meister etwas gelernt und ihm nachgeahmt. Zum Beweise dessen setzen wir hier nur einige Sprüche aus dem Munde Jesu her in sehr knapper Auswahl, um nicht einen zu großen Theil des Neuen Testaments abzuschreiben.

Selig sind, die geistig arm sind.

Selig sind, die Leid tragen.

Selig sind, die verfolgt werden.

Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.

Wenn dein Auge ein Schalk ist, so wird dein ganzer Leib finster sein; wenn aber das Licht, das in dir ist, Finsterniß ist, wie groß wird dann die Finsterniß selber sein?

Du siehst nicht den Balken in deinem Auge.

Laß die Todten ihre Todten begraben.

Seid klug, wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben. (Wohlgemerkt, die Schlangen sind die dümmsten und faulsten Thiere der Erde; dagegen sind die Tauben die lüsterntesten Geschöpfe und betrügen sich in geschlechtlicher Beziehung gegenseitig mit einer Heuchelei, die ihres Gleichen sucht).

Wer sein Leben findet, der wird es verlieren.

Alle Sünde und Lästerung wird dem Menschen vergeben, aber die Lästerung wider den heiligen Geist wird nicht vergeben.

So ich die Teufel austreibe durch Beelzebub, durch wen treiben sie eure Kinder aus? Darum werden sie eure Richter sein.

Wer nichts hat, dem wird auch genommen, das er hat.

Wahrlich, so ihr Glauben habt, als ein Senfkorn, so möget ihr sagen zu diesem Berge, hebe dich von hinnen dorthin, so wird er sich heben, und euch wird nichts unmöglich sein; aber diese Art (von Teufeln) fährt nicht aus, denn durch Beten und Fasten (d. h. da würde auch ein Glaube nichts helfen, welcher noch größer wäre, als ein Senfkorn, wenn sich überhaupt

der Glaube nach Länge, Breite und Dicke messen ließe).

Wenn ihr nicht werdet, wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen (denn dieses ist für Menschen mit voll und stark entwickeltem Verstande überhaupt nicht erfunden).

Wenn deine Hand oder dein Fuß dich ärgert, so haue ihn ab und wirf ihn von dir, und wenn dein Auge dich ärgert, so reiße es aus und wirf es von dir!

Es muß alles mit Feuer gesalzen werden, obgleich alles Opfer mit Salz gesalzen wird. Das Salz ist gut, so aber das Salz dumm wird (was aber nach den Gesetzen der Chemie nicht möglich ist), womit wird man würzen? Habt Salz bei euch und habt Frieden unter einander!

Es sei denn, daß jemand wieder geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen.

Der Wind bläset, wo er will, und du hörst sein Säusen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt. Also (d. h. wie ein solcher Wind) ist jeder, der aus dem Geist geboren ist.

Wer mein Fleisch isst und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben.

Es mag hieran genügen! Eine Anzahl anderer sinnloser Phrasen haben wir schon in unserer ersten Schrift, der „Lehre von den Menschenpflichten,“ beleuchtet. —

Es ist bekannt, daß unbedeutende Schüler bedeutender Menschen diese besonders in ihren Schwächen zu überbieten suchen. Einen recht schlagenden Beweis dafür bietet uns das erste Kapitel des ersten Briefes Petri, welches in Bezug auf sinnlose Phrase im Neuen Testament unbedingt die höchste Stufe einnimmt. Wir bringen dasselbe in gewissenhaft treuer Uebersetzung. Es lautet, wie folgt:

Petrus, der Gesandte Jesu Christi, den auserwählten Fremdlingen, welche zerstreut leben, im Pontus, Galatien, Kappadocien, Asien und Bithynien nach dem Rathschlusse Gottes des Vaters in der Heiligung des Geistes zum Gehorsam und zur Besprengung des Blutes Jesu Christi. Gnade und Friede mehrer sich reichlich in euch! Gepriesen sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, der nach der Größe seines Erbarmens uns wiedergeboren hat in eine lebendige Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten in ein unverderbliches, unbeslecktes und unverwelkliches Erbtheil, welches aufbewahrt ist in den Himmeln für euch, die ihr in der Macht Gottes behütet werdet durch den Glauben zur Rettung, welche bereit steht, offenbar zu werden in der letzten Zeit, in welcher ihr frohlocket, nachdem ihr noch eine kurze Zeit, wenn es nöthig ist, traurig gewesen seid in verschiedenen Versuchungen, damit die Bewährung eures Glaubens herrlicher, als vergängliches Gold, welches in Feuer bewährt ist, gefunden werde zum Lobe und Ruhme und zur Ehre bei der

Erscheinung Jesu Christi, welchen ihr liebt, ohne ihn zu kennen, an welchen ihr nun glaubet, obwohl ihr ihn jetzt nicht sehet und auf welchen ihr stolz seid mit unaussprechlicher und herrlicher Freude, indem ihr davon traget das Ziel eures Glaubens, die Rettung der Seelen, nach welcher Rettung gesucht und geforscht haben die Propheten, welche über die euch bestimmte Gnade geweissagt haben, indem sie forschten, auf welche oder was für eine Zeit deutete der ihnen innewohnende Geist Christi, welcher vorweg bezeugte die Christo bevorstehenden Leiden und die darauf folgende Herrlichkeit, welche geoffenbaret ist, daß sie es nicht sich selbst, sondern uns leisteten, welches euch nun verkündigt ist durch die, welche euch die frohe Botschaft gebracht haben, indem der heilige Geist vom Himmel gesandt ist, welches die Engel begehren zu schauen; darum gürtet die Lenden eurer Gesinnung, seid nüchtern, hoffet völlig auf die euch dargebrachte Gnade in der Offenbarung Jesu Christi wie Kinder des Gehorsams, aber nicht wie solche, die sich richten nach den Neigungen in eurer früheren Unwissenheit, sondern nach dem Heiligen, der euch gerufen hat, und werdet selbst heilig in jeder Beschäftigung, weil geschrieben ist, daß ihr heilig sein sollt, weil ich heilig bin, und wenn ihr den als Vater anruft, der ohne Ansehen der Person richtet nach den Werken eines Jeden. In Furcht wandelt die Zeit eures Hierseins, indem ihr wißt, daß ihr nicht mit vergänglichen Dingen, wie etwa Gold oder Silber erlöst seid

von eurem eitlen Wandel nach väterlicher Sitte, sondern mit dem theuern Blute Christi, wie eines unschuldigen und unbefleckten Lammes, der zwar schon bekannt gewesen ist vor der Gründung der Welt, aber erschienen ist in der letzten Zeit eurerwegen, die ihr durch ihn glaubet an Gott, der ihn erweckt hat von den Todten und ihm Ruhm gegeben hat, damit euer Glauben und eure Hoffnung auf Gott sei. Eure Seelen machet keusch in dem Gehorsam der Wahrheit durch den Geist zu ungefälschter Bruderliebe. Von Herzen liebt einander innig, die ihr wiedergeboren seid nicht aus vergänglichem Samen, sondern aus unvergänglichem nach dem Rathschluß des lebenden und in Ewigkeit bleibenden Gottes, denn alles Fleisch ist wie Gras und aller Ruhm desselben, wie des Grases Blume. Das Gras ist verdorret und die Blume abgefallen; aber das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit. Dies ist aber das Wort, das euch verkündigt ist.“

Und dieser Petrus ist derselbe, zu dem Jesus sagt (Matth. 16, 18.): „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeinde bauen.“ Wahrlich ein vortrefflicher Grundstein für die sinnlose Phrase!

Wir können uns nach diesem Vorgange nicht wundern, wenn das Christenthum in seinen Bekennern dieselbe geweckt, genährt und großgezogen hat. Die Hauptablagerung davon findet sich in den Gesangbüchern, und es sind die besten Lieder davon nicht frei. Als Probe zuerst ein paar Liebeslieder.

Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen,
Wenn ich in deiner Liebe ruh'.
Ich steige aus den Schwermuthshöhlen
Und eile deinen Armen zu.
Da muß die Nacht des Trauerns scheiden,
Wenn mit so angenehmen Freuden
Die Liebe strahlt aus deiner Brust.
Hier ist mein Himmel schon auf Erden.
Wer wollte nicht vergnüget werden,
Der in dir suchet Ruh' und Lust.

Sodann:

Eile, wie Verlobte pflegen,
Deinem Bräutigam entgegen,
Der da mit dem Gnadenhammer
Klopset an die Herzenskammer:
Deffn' ihm bald die Geistespforten,
Reb' ihn an mit schönen Worten:
Komm, mein Liebster, laß dich küssen,
Laß mich deiner nicht mehr missen.

Der hiedre Luther singt:

Den aller Welt Kreis nie beschloß,
Der liegt in Marien Schooß.

Oder:

Und wenn die Welt voll Teufel wär,
Und wollt uns gar verschlingen. —

Nun hat aber die Welt keinen irgend wie und
wo bekannten Rachen, mit dem sie uns verschlingen
könnte. Aber weiter:

Der Fürst dieser Welt,
Wie sau'r er sich stellt,
Thut er uns doch nicht,
Das macht, er ist gericht:
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Ferner:

Erhalt uns Herr bei deinem Wort
Und steu'r des Papst's und Türken Mord.

Nun sind aber beide, selbst zu Luthers Zeiten, geschweige denn jetzt, niemals weitberühmte Mörder gewesen. Wenn der Papst ein solcher Verbrecher war, so würde es dem guten Luther schlecht gegangen sein.

— Ein anderes Lied lautet:

Es woll uns Gott genädig sein
Und seinen Segen geben;
Sein Antlitz uns mit hellem Schein
Erleucht zum ew'gen Leben,
Daß wir erkennen seine Werk',
Und was ihn liebt auf Erden,
Und Jesus Christus Heil und Stärk'
Bekannt den Heiden werden,
Und sie zu Gott bekehren.

Oder:

Er wandt' zu mir das Vaterherz,
Es war bei ihm fürwahr kein Scherz,
Er ließ sein Bestes kosten,

nämlich seinen Sohn. Denselben redet er in der folgenden Strophe an:

Hilf dem Armen,
Ermürg' für ihn den bittern Tod. —

Das Gedicht schließt:

Und hüt' dich vor der Menschen G'saß
Davon verdirbt der edle Schatz.

Zu gleicher Höhe schwingt sich Paul Gerhardt empor, wenn er singt:

Was schadet mir des Todes Gift?
Dein Blut das ist mein Leben.
Wenn mich der Sonne Hitze trifft,
So kann mir's Schatten geben.

Wenn das Blut zum Sonnenschirme zu gebrauchen ist, so kann man sich vielleicht auch einen Schlafrock daraus machen lassen.

Derselbe:

Du edles Angesichte,
Davor sonst schrickt und scheut
Das große Weltgewichte,
Wie bist du so bespeit?

Bis dahin hatte die Schwere der Erde dergleichen Gefühle nicht. Er spricht ebenso von den „zornigen Fluthen“; doch Paul Gerhardt ist in seiner sinnlosen Phrase noch so mäßig gegen andere Dichter! Wer z. B. in dem Liede

Fahre fort,
Zion fahre fort im Licht,
Mache deinen Leuchter helle,
Laß die erste Liebe nicht,
Suche stets die Lebensquelle;
Zion bringe durch die enge Pfort,
Fahre fort!

wovon wir nur den ersten Vers aufschreiben, dem noch sechs andere folgen, auch nur einen vernünftigen Gedanken findet, der verdient als Belohnung eine besonders hohe Prämie. Ein prächtiger blühender Unsinn ist z. B. auch:

Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht vom unerschöpften Lichte!

Die vorstehenden Proben sind noch den besten Liedern entnommen, und jeder Kenner wird zugeben müssen, daß es niemals irgend ein „Christliches Gesangbuch“ gegeben hat, in welchem diejenigen Lieder fehlen dürften, aus denen die obigen Stellen angeführt sind. Diese schlechten Gesangbuchlieder, die jedem Christenmenschen als erste Poesie dargeboten und zum Auswendiglernen aufgegeben werden, haben seit Jahr-

hundertten unsern Geschmack so sehr verdorben, daß wir die sinnlose Phrase an unsern besten Dichtern zu bewundern gewohnt sind. Wir citiren zuerst Schiller:

Freude, schöner Götterfunke,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligthum.

Die Freude ist weiblich, der Funke männlich, sie passen also schon dem Geschlechte nach nicht zusammen. Als Götterfunke möchte zunächst der Blitz angesehen werden können, aber wer wird die Freude einen Blitz nennen? Oder soll der Funke derjenige sein, den Prometheus im Rohrstängel zu den sterblichen Menschen gebracht hat? Das scheint noch weniger zu passen. Die Freude wird ferner genannt: Tochter aus Elysium. Jeder weiß, daß die ehemaligen Götter der Unterwelt, Pluto und Proserpina, vor einer Reihe von Jahrhunderten kinderlos gestorben sind. Als sie noch lebten, war der einzige Sohn des Saturnus auch schon ein großer ausgewachsener Gott, und von Töchtern des Saturn ist nichts bekannt geworden. Die Seligen im Elysium können auch keine Töchter liefern, denn sie sind, wie unsere gegenwärtigen Engel, vollkommen fortpflanzungsumfähig. Wer soll nun die Tochter aus Elysium sein? — Wenn es weiter heißt:

Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligthum,

so ist darüber zu bemerken, daß, wer einmal feuertrunken ist, im Heiligthum der Freude schon mitten

darinnen steht und es nicht erst zu betreten braucht.
Die Strophe schließt:

Wo dein sanfter Flügel weilt.

Subjekt und Prädikat passen absolut nicht zusammen.
An einer andern Stelle sagt derselbe Schiller:

Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
Reißt der schöne Wahn entzwei.

Wer je eine Braut hat ausziehen helfen, wird wissen, daß Gürtel und Schleier sehr vorsichtig abgelöst werden, damit sie nur ja nicht entzwei reißen, auch löst sich ein Wahn sehr allmählich auf nach Maßgabe dessen, wie das richtige Verständniß einer Sache wächst.

Was Goethe anbetrifft, so scheint er die sinnlose Phrase zuweilen absichtlich zu suchen. Im Faust spielt er mit derselben in seltsamer Weise, jetzt behandelt er sie mit Ironie und macht sie lächerlich, und dann versinkt er wieder darin bis an den Hals. Bei der Seite 32 angeführten Erklärung des Begriffes Gott liegt sicher eine schelmische Absicht vor, dagegen sehen die Schlussworte des Faust so aus, als ob sie die Moral des ganzen Stückes enthalten sollen. Sie lauten:

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereigniß;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist es gethan;
Das Ewigweibliche
Zieht uns hinan!!! —

Am großartigsten ist in dieser Beziehung Freilich-

rath, der wohl kein einziges Gedicht ohne logischen Fehler geliefert haben dürfte.

Wüstenkönig ist der Löwe,
Will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune,
In dem hohen Schilf zu liegen.

Also, wenn er fliegen will, wandelt er, um zu liegen!

Von den klassischen Dichtern der Neuzeit möchte wohl Uhland vorzugsweise von dem Fehler der sinnlosen Phrase gänzlich freizusprechen sein. Bei fast allen übrigen sind wir aber von Jugend auf daran gewöhnt, die Ungereimtheiten gar nicht zu merken. —

Das ist der christliche Hauch, der unsere ganze Literatur durchweht! — Wenn die sich jetzt allmählich immer mehr vollziehende Umwandlung der religiösen Anschauung nur den einen Erfolg hat, daß sie die Ursache zur Vertilgung der sinnlosen Phrase wird, so ist dieser Umstand allein ein unberechenbarer Fortschritt in der geistigen Entwicklung des ganzen Geschlechts.

8. Untergang der Götter.

So weit haben wir nun die Götter naturgeschichtlich beleuchtet. Wir haben ihre Entstehung nachgewiesen, ihre Eigenschaften festgestellt, sie möglichst genau classificirt und beschrieben und müssen nun auch noch zeigen, wie sie sterben.

So lange der Glaube dauerte, so lange waren die Götter aller Völker die Schrecklichen, die Fürchterlichen, die Gnädigen, die Hülfreichen, die Gütigen. Der Glaube der Menschen ist ihre Nahrung, ihr tägliches Brod, ihr Nektar, ihre Ambrosia. Der Duft der Opfer erquickt und ergötzt sie nicht so sehr, als der Glaube, der mit dem Rauche zum Himmel steigt. Nehmt den Göttern den Glauben, und sie müssen verschmachten und verderben! So sind die alten Götter der Griechen und Römer am Hunger gestorben, so sind der Ormuzd und der Ahriman in Staub und Asche gesunken, so sind die vielen Götter der Hebräer bis auf zwei, den Adonai und den Teufel, zu Grunde gegangen, so ist in dem reich besetzten christlichen Himmel ein schemenhaftes Wesen übrig geblieben, welches keine Person mehr ist, welches in Nebel zerfließt, wenn man

es mit dem Auge des Verstandes scharf ansieht. Auch dieses Wesen wird den Weg aller entstandenen Dinge gehen, und der Himmel ist dann leer von seinen alten Bewohnern!

Man sagt wohl, wir werden dies nicht erleben. — O, wir erleben es ja! Der Uebergang vollzieht sich vor unseren Augen. Ein Mensch nach dem andern wird gesund von seinen Göttern, wie von einem bösen Rausche. Wer sieht es ihm an? — Da geht er hin an seine Arbeit, an sein Vergnügen. Das Auge ist ihm etwas klarer, die Stirn heiterer geworden, doch das ist so wenig auffallend, daß nur der nächste Freund es merkt. Der Uebergang kann auch allmählicher und milder geschehen, als ähnliche Umwandlungen in alter Zeit vor sich gingen, weil wir, denen die Zukunft gehört, keinen Fanatismus haben. Wir können mit Ruhe warten, bis die Einsicht unserer Brüder weit genug entwickelt ist; entgehen können sie uns ja doch nicht. Unsere Mission ist eine moralische und eine wissenschaftliche. Wir kämpfen nicht gegen fremde Götter, wir bringen die Gesetze der Menschenpflichten und die Naturgesetze zu allgemeiner Anerkennung, welche gewaltig genug sind, um alle Götter stillschweigends in Frieden zu begraben, ohne daß wir selbst einen Spaten anlegen. Die Religiösen werden keine Kraftanstrengung gegen uns wagen, weil sie schon jetzt ihre Schwäche öffentlich bekennen. Ihre ewige Predigt seit zwei Jahrzehnten ist: „Die Wissenschaft siegt und die

Theologie geht unter.“ Und wo sollten sie auch den Kampf gegen uns anfangen, da wir ihnen auf ihrem Kampfplatze nicht Stand halten? Wir sind überall, wo es gilt, den Frieden zu fördern, wir sind nirgends, wo man uns zum religiösen Kampfe fordert. Wir können unter Umständen unsere innersten Gedanken verschweigen, und siegen durch unser Schweigen über die verkehrten Behauptungen unserer Gegner. Je eifriger sie toben, desto mehr treten die Lächer auf unsere Seite. Es wird also gewiß der Untergang der übrigen Götter ebenso still und unmerklich vor sich gehen, wie dies bereits mit dem Tode des Teufels geschehen ist. Kein Mensch weint ihnen eine Thräne nach, kein Mensch folgt betrübt ihrem Leichenzuge und steht trauernd an ihrem Grabe, vielleicht mit Ausnahme der Wenigen, die durch das Ausbleiben des Glaubens die Quellen ihrer Einnahmen eintrocknen sehen.

Man hat uns oft gefragt, ob wir in den freien Gemeinden die Keime für die Gestaltung der Zukunft erkennen könnten. Wir antworten getrost: Nein! Es giebt keine Form der religiösen Gemeinschaft mehr, wo keine Religion vorhanden ist. Wir würden uns höchst unglücklich vorkommen, wenn man uns in die Rolle des Predigers einer freien Gemeinde versetzte. So lange wir den Leuten sagten: dies ist Unfinn und jenes ist dummes Zeug! möchte man einige Theilnahme für unsere Lebensarten haben; aber wenn wir unsern verneinenden Standpunkt verlassen, können

wir in einer oder zwei Predigten die ganze sehr einfache Lehre von den Menschenpflichten darlegen. Nun sind wir fertig und befinden uns in der höchsten Verlegenheit, womit wir unsere erbauungsbedürftigen Zuhörer abspeisen sollen. Wollen wir dagegen wissenschaftliche Vorträge halten, so sind diese besser anderswo angebracht, als in einem Vereine, welcher sich immer noch religiös nennt, wenn er sich auch das Ansehen giebt, sehr frei religiös zu sein. So ein Bißchen von altem Bopf ist doch daran hängen geblieben. Für die Ausbreitung der Wissenschaft wird die Menschheit bald die geeigneten Formen finden.

Als wir vor etwa dreißig Jahren die Handwerkervereine gründeten, schufen wir einen breiten Boden für die Wissenschaft und beackerten denselben als treue Arbeiter. Wir haben unseren Leuten kein Wort vom Untergange der Götter gesagt, aber wir wissen sehr wohl, daß auf diesem Boden keine Götter mehr wachsen. Uns halfen später in andern Lebenskreisen Reiselehrer und populäre Schriften. Endlich wird alles dieses sein Ziel in der erneuerten Schule finden, welche bis jetzt zu einer Verdummungsanstalt zurecht geregelt worden ist, aber diesem ihr untergelegten Zwecke nur sehr schlecht entsprochen hat. Die Kirche wird in der Schule untergehen und die Wissenschaft wird in der Schule aufgehen.

Wir könnten nach allem Diesen ohne wesentliche Gefährdung der Sache den Untergang der Götter mit

Ruhe abwarten, aber die Liebe zur Menschheit, ja unsere Menschenpflicht muß uns bewegen, doch nicht zu säumen, und jeder an seinem Platze muß thun, was in seinen Kräften steht, um den Uebergang in die neuen Lebensformen des Menschengeschlechts so kurz und so schnell, als irgend möglich, zu machen. Die Götter wirken in der That schädlich, ja verderblich auf das Glück und Gedeihen des Menschengeschlechts. Man erwäge nur, wie viel rüstige Thatkraft geradezu vernichtet wird durch das Gottvertrauen. In diesem Gefühle legt man die Hände in den Schooß und wartet mit abgesspanntem Geiste der Dinge, die da kommen sollen, bis endlich Noth und hereinbrechender Zweifel die Gehirnthätigkeit beeinträchtigen und den Verstand beschädigen. Wie würde die Thätigkeit des ganzen Menschengeschlechts gesteigert werden, wenn jeder Einzelne genau wüßte, daß er in allen Verhältnissen nur aus sich selbst und durch seine Mitmenschen Hülfe erwarten könnte! Hier entspringt eine neue reiche Quelle der Sittlichkeit, wenn jeder von dem Gefühle durchdrungen ist, daß er auch in guten Tagen gegen seine Mitmenschen so handeln muß, daß sie ihn in trüben Tagen nicht verlassen, ihn durch ihre Liebe und ihre Dankbarkeit stützen und heben. Wer da sagt, man kann sich auf Menschen nicht verlassen, von Menschen kommt nie Hülfe in der Noth, der hat wohl niemals selbst Anderen geholfen. Den Menschenfreund läßt die Menschheit nicht untergehen. Der Ausspruch:

„Du hast Anderen geholfen, jetzt hilf dir selber!“ enthält eine so tiefe Rohheit, daß daran gezweifelt werden muß, er sei jemals über eines Menschen Lippen gekommen. „Du hast Anderen geholfen, jetzt werden wir dir helfen, wenn wir auch nicht diejenigen sind, welche dir Dankbarkeit schuldig sind,“ dies ist die wahre Lebensregel, es ist auch diejenige, nach welcher seit uralter Zeit das menschliche Herz gefühlt und gehandelt hat. Man frage doch den Menschen mit einem gläubigen Gottvertrauen, ob er sich gar keiner Liebe, gar keiner Hülfe von seinen Mitmenschen erinnert. Freilich, wenn er recht tief versunken in seinen Wahn ist, so wird er antworten: „Nur Gott hat mir geholfen, er hat sich aber der Menschen als Mittel bedient. Dem toten Werkzeuge habe ich nicht zu danken, sondern nur der Hand, welche das Werkzeug führt, und das ist die Hand meines Gottes.“ Es giebt Menschen von dieser Sinnesart, es liegt aber in derselben entweder eine tiefe Bosheit, eine grenzenlose Undankbarkeit oder der Beginn einer Störung der geistigen Kräfte.

Die Menschheit hat endlich noch einen großen Gewinn von dem Untergange der Götter, sie verliert einen Grund des Hasses und der Verfolgung, es versinkt ihr in Staub die trennende Scheidewand, das böse Hinderniß der allgemeinen Liebe. Hier ist kein Besserdünken um des Glaubens willen, keine vornehme Abgeschlossenheit wegen größerer Gnade der Götter, hier ist die offene und freie Bahn der allgemeinen

Menschenliebe ohne alle Schranken und Hindernisse. Ja, besser und glücklicher werden die Menschen sein, wenn sie durch den Untergang der Götter eine alte böse Krankheit von sich abschütteln, wenn sie frei und gesund, edel und stolz auf ihre neue Würde mit Lächeln auf die Verirrungen alter Jahrhunderte zurückblicken. Darum nicht gezagt, sondern muthig vorwärts auf der Bahn der Klarheit und der Wahrheit!





Phil 8601.4

Die naturgeschichte der gotter.

Videner Library

007080440



3 2044 084 656 644

